

TERRA
SCIENCE FICTION ROMAN
aus der Perry Rhodan-Redaktion

Fünf der besten Stories
des weltberühmten
Science-Fiction-Autors

ISAAC ASIMOV

Der Todeskanal



Isaac Asimov X 5

Isaac Asimov, SF-Autor und Biochemiker von Beruf, ist durch seine SF-Romane, SF-Erzählungen und populärwissenschaftlichen Werke weltbekannt geworden.

Aber gerade in den Stories, die entweder von trockenem Humor oder grimmigem Realismus zeugen, kommt Asimovs Begabung, wissenschaftliche Tatsachen mit den unvorhergesehenen und »unwissenschaftlichen« Reaktionen der Menschen zu kombinieren, am besten zum Ausdruck.

Wir bringen Ihnen hier im 2. Teil seiner Kollektion mit dem Originaltitel »Nightfall

die Story von der neuen Erfindung —
die Story vom Todes - Kanal —
die Story des Mannes, der die Menschheit vereinen wollte —
die Story von den verschiedenen Möglichkeiten —
und die Story von den Metallherzen.

Der erste Teil der Asimov-Kollektion »Nightfall« erschien als TERRA-Taschenbuch 207 unter dem Titel UND FINSTERNIS WIRD KOMMEN. . .

Der dritte Teil erscheint in Kürze als Band 211.

DM 2,80

Österreich S 21,-
Schweiz sfr 3,60

Italien Lire 580
Belg./Lux. F 42
Frankreich FF 5,-
Spanien Ptas 70,-
Holland hfl 3,75

EIN TERRA-TASCHENBUCH

ISAAC ASIMOV

DER TODESKANAL

ERICH PABEL VERLAG KG • RASTATT/BADEN

Titel des Originals:
NIGHTFALL – 2. Teil
Aus dem Amerikanischen übertragen
von Dr. E. Sander

INHALT

Die Experimentatoren (*Breeds there a Man?*)
Der Todeskanal (*C-Chute*)
Die Geschichte eines Helden (*In a good Cause ...*)
Was, wenn ... (*What if ...*)
Der Außenseiter (*Segregationist*)

TERRA-Taschenbuch Nr. 209
TERRA-Taschenbuch erscheint vierzehntäglich im
Erich Pabel Verlag KG, 7550 Rastatt, Pabelhaus
Copyright © 1969 by Isaac Asimov
Titelbild: Rita Mühlbauer, Hanno Rink
Redaktion: G. M. Schelwokat
Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG
Gesamtherstellung: Zettler, Schwabmünchen
Einzelpreis: 2,80 DM (inkl. 5,5% MWST)
Verantwortlich für die Herausgabe in Österreich: Waldbaur Ver-
trieb, A-5020 Salzburg,
Franz-Josef-Straße 21
Printed in Germany April 1973
Scan by Brrazo 10/2007

DIE EXPERIMENTATOREN

Als man 1945 die erste Atombombe abwarf, stieg die Science-Fiction in der Achtung der Leser. Nach dem Schrecken von Hiroshima konnte jeder sehen, daß die Science-Fiction-Autoren keine Phantasten oder Aufschneider sind und daß viele Themen dieser Literaturgattung ab jetzt täglich in den Leitartikeln der Zeitungen auftauchten.

Ich nehme an, sowohl die Science-Fiction-Autoren als auch ihre Leser waren im großen und ganzen zufrieden – nicht mit der Wirkung der Atombombe an sich, sondern mit der Tatsache, daß die Science-Fiction-Phantasien nun Wirklichkeit geworden waren.

Ich selbst wußte nicht so recht, was ich denken sollte. Abgesehen von den erschreckenden Aspekten der Nuklearexplosionen und dem leicht irrationalen Gefühl, daß solche Dinge wie Atombomben uns und nicht der realen Welt gehören, befürchtete ich auch, daß die Wirklichkeit die Science-Fiction-Literatur lächerlich machen könnte.

Und ich glaube, bis zu einem gewissen Grad war das auch der Fall. In dieser neuen Realität lag eine Tendenz, die die Science-Fiction-Autoren festnagelte. Vor 1945 konnte sich die Science-Fiction-Literatur frei entfalten. Alle Themen und Handlungen entsprangen dem Reich der Phantasie, und wir konnten schreiben, was uns gefiel. Nach 1945 entstand die

Notwendigkeit, über die Atombombe zu reden und den vorher unbegrenzten Spielraum unserer Gedanken dem anzupassen, was nun zur Realität geworden war.

Tatsächlich wurde damals etwas Neues geboren, das ich »Tomorrow-Fiction« nennen möchte. Die Science-Fiction-Erzählung ist jetzt nicht aktueller als die Schlagzeilen von morgen.

Glauben Sie mir, es gibt nichts Langweiligeres als Schlagzeilen von morgen in der Science-Fiction-Literatur. Denken Sie zum Beispiel an Nevil Shutes Erzählung »Am Strand«. Dem Science-Fiction-Fan mag diese Geschichte im Gegensatz zur Allgemeinheit reichlich seicht erscheinen. Die Erzählung beginnt mit einem Atomkrieg. Was ist da neu daran?

Ich widerstand der Versuchung, eine Geschichte sklavisch der Gegenwart anzupassen, bis ich einen Weg fand, wie ich das tun konnte, ohne mich von Schlagzeilen und Aktualität abhängigzumachen. Ich wollte eine Erzählung schreiben, die sich mit den Dingen von morgen beschäftigte, ohne übermorgen überholt zu sein.

Das Ergebnis war »Die Experimentatoren«, eine Erzählung, die trotz all ihrer Aktualität heute noch genau so zur Science-Fiction-Literatur gehört, wie 1951, als sie entstand.

Polizeisergeant Mankiewicz war am Telefon, und er schien ziemlich mißgelaunt zu sein. Seine Stimme klang wie ein Reibeisen.

»Es stimmt«, sagte er. »Er kam zu mir und sagte: ›Mister, würden Sie mich bitte ins Gefängnis sperren, weil ich mich umbringen will.«

... Ich kann es nicht ändern, genau das sagte er. Mir kam es auch verrückt vor.

... hören Sie, Mister, die Beschreibung paßt genau auf den Burschen. Sie baten mich um eine Information, und ich gebe Sie Ihnen.

... er hat diese Narbe auf der rechten Wange und sagte, daß er John Smith heißt. Von Doktor Smith sagte er nichts.

... sicher ist das ein falscher Name. Kein Mensch heißt John Smith. Zumindest nicht auf einer Polizeistation.

... er ist jetzt im Gefängnis.

... ja sicher.

... Widerstand gegen die Staatsgewalt, tätlicher Angriff, böswillige Sachbeschädigung. Das genügt doch wohl.

... es ist mir egal, wer er ist.

... gut, ich werde warten.«

Er blickte zu Wachtmeister Brown hoch und legte die Hand über die Sprechmuschel. Die riesige Pranke schien fast das ganze Telefon zu verschlucken. Sein grobmliniges Gesicht war gerötet und schwitzte unter dem strohgelben Haarschopf.

»Ärger!« sagte er. »Nichts als Ärger gibt es auf so einer Bezirksstation.«

»Mit wem sprechen Sie denn?« fragte Brown. Er war soeben eingetreten, und es interessierte ihn nicht

sonderlich. Er dachte wieder einmal daran, daß Mankiewicz in einer der Vorstädte besser aufgehoben wäre.

»Oak Ridge. Ferngespräch. Der Leiter von weiß was ich für einer Abteilung. Und jetzt ruft er jemanden anderen für fünfundzwanzig Cent pro Minute an ... Hallo!«

Mankiewicz hielt den Hörer ans andere Ohr und versuchte sich zu beherrschen.

»Hören Sie«, sagte er. »Lassen Sie mich doch von vorn anfangen. Ich will, daß Sie genau Bescheid wissen, und wenn Ihnen die Sache dann nicht gefällt, können Sie ja jemanden zu uns schicken. Der Bursche will keinen Anwalt. Er will nichts anderes als im Gefängnis bleiben, und das erscheint mir ganz richtig.

Also passen Sie mal auf. Er kam gestern schnurstracks zu mir und sagte: ›Mister, würden Sie mich bitte ins Gefängnis sperren, weil ich mich umbringen will.‹ Ich erwiderte: ›Es tut mir leid, daß Sie sich umbringen wollen, Mister. Tun Sie es nicht, denn Sie werden es für den Rest Ihres Lebens bereuen.‹

... Ich mache keinen Spaß. Ich erzähle Ihnen nur, was ich gesagt habe. Ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt, ich habe genug Ärger hier, wenn Sie wissen, was ich damit sagen will.

Glauben Sie, ich habe nichts anderes zu tun, als irgendwelchen Irren zuzuhören, die hier hereinspaziert kommen und ...

›... Sie müssen mir schon einen Grund liefern‹,

sagte ich. ›Ich kann Sie nicht einsperren, nur weil Sie sich umbringen wollen. Das ist kein Verbrechen.‹ Daraufhin sagte er: ›Aber ich will nicht sterben.‹ Und ich sagte: ›Hören Sie, Mann, verschwinden Sie.‹ Ich meine, wenn ein Bursche Selbstmord begehen will, gut. Wenn er nicht will, auch gut. Aber warum muß er sich an meiner Schulter ausweinen?

... ich erzähle ja schon weiter. Also, er fragte mich: ›Wenn ich ein Verbrechen begehe, stecken Sie mich dann ins Gefängnis?‹ Ich sagte: ›Wenn Sie erwischt werden, wenn jemand eine Klage einreicht und Sie keine Bürgschaft stellen können, werden wir Sie einsperren.‹ Daraufhin nahm er, bevor ich ihn daran hindern konnte, das Tintenfaß von meinem Schreibtisch und leerte es auf das offene Eintragsbuch.

... sicher! Warum glauben Sie denn, haben wir ›böswillige Sachbeschädigung‹ angegeben? Die Tinte rann über meine ganze Hose.

... ja, auch tätlicher Angriff. Als ich aufsprang, um ihn zur Räson zu bringen, trat er mich gegen das Schienbein und schlug mir fast das rechte Auge ein.

... ich erfinde das nicht. Kommen Sie doch her und sehen Sie sich mein Gesicht an.

... in den nächsten Tagen wird er vor Gericht gestellt. Wahrscheinlich am Donnerstag.

... er wird mindestens neunzig Tage bekommen, außer der Psychologe ist anderer Meinung. Ich glaube ja selbst, daß er in die Irrenanstalt gehört.

... offiziell heißt er John Smith. Das ist der einzige Name, den er angegeben hat.

... Nein, Sir, er wird nicht vorzeitig entlassen.

... okay, machen Sie, was Sie wollen. Ich tue jedenfalls hier meinen Job.«

Er knallte den Hörer auf die Gabel, starrte ihn an, hob ihn dann wieder ab und drehte die Wählscheibe.

»Gianetti?« fragte er, erhielt die gewünschte Antwort und begann zu sprechen. »Was ist A.E.C.? Ich habe mit irgend so einem Joe telefoniert, und er sagte ...

... nein, ich scherze nicht, Sie Trottel. Wenn ich das täte, würde ich es Ihnen vorher sagen. Was heißt A.E.C.?«

Er lauschte, dann sagte er kleinlaut »Danke« und legte den Hörer auf. Die Farbe war aus seinem Gesicht gewichen.

»Dieser zweite Bursche war der Leiter der Atomenergiekommission«, sagte er zu Brown. »Sie müssen mich von Oak Ridge nach Washington geschaltet haben.«

Brown streckte sich und gähnte.

»Vielleicht ist das FBI hinter diesem John Smith her. Vielleicht ist er einer von diesen Wissenschaftlern. Man sollte die Atomgeheimnisse von solchen Burschen fernhalten. Alles war okay, solange General Groves als einziger über die Atombombe Bescheid wußte. Aber seit sie die Wissenschaftler losgelassen haben ...«

»Oh, halten Sie doch den Mund«, krächzte Maniewicz.

Dr. Oswald Grant starrte unentwegt auf die weiße Linie, die die Hochstraße markierte, und behandelte das Auto, als wäre es einer seiner schlimmsten Feinde. Das tat er immer. Er war hochgewachsen und hager. Ein verschlossener Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Seine Knie stießen an das Lenkrad, und jedesmal, wenn er den Wagen um eine Kurve lenkte, traten seine Fingerknöchel weiß hervor.

Inspektor Darrity saß mit übereinandergeschlagenen Beinen neben ihm. Die Sohle seines linken Schuhs berührte die Wagentür, wo sie bestimmt einen Schmutzpfleck hinterlassen würde. Seine Finger spielten mit einem nußbraunen Taschenmesser. Vorhin hatte er die blanke Klinge aus der Scheide springen lassen und hatte damit gelegentlich an seinen Fingernägeln geschabt. Als ihn aber eine scharfe Kurve beinahe einen Finger gekostet hätte, hörte er damit auf.

»Was wissen Sie über diesen Ralson?« fragte er.

Dr. Grant wandte sich ihm kurz zu und blickte dann gleich wieder auf die Straße.

»Ich kenne ihn, seit er sein Doktorat in Princeton gemacht hat«, erwiderte er unbehaglich. »Er ist ein brillanter Wissenschaftler.«

»Ja? Brillant, eh? Warum ihr Wissenschaftler euch gegenseitig nur immer als brillant bezeichnen müßt! Gibt es bei euch gar keine Mittelmäßigkeit?«

»Doch. Ich bin zum Beispiel mittelmäßig. Aber Ralson ist es nicht. Fragen Sie Oppenheimer. Fragen Sie Bush. Er war der jüngste Mitarbeiter in Alamo-gordo.«

»Okay. Er ist also brilliant. Wie steht es mit seinem Privatleben?«

»Davon weiß ich nichts«, sagte Grant nach einer kleinen Pause.

»Sie kennen ihn von Princeton her. Wieviel Jahre sind seither vergangen?«

Sie waren die Hochstraße von Washington in nördliche Richtung zwei Stunden lang dahingefahren, und es war kaum ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden. Jetzt fühlte Grant, daß die Atmosphäre sich geändert hatte. Das Gesetz griff nach ihm.

»Er ist 1943 graduiert worden.«

»Da haben Sie ihn schon acht Jahre lang gekannt.«

»Richtig.«

»Und Sie wissen nichts über sein Privatleben?«

»Jeder Mensch hat ein Recht auf Eigenleben, Inspektor. Er war nicht sehr gesellig. Viele dieser Menschen sind so. Sie arbeiten unter großem Druck, und wenn sie ihren Job beendet haben, sind sie nicht daran interessiert, die Laboratoriumsbekanntschaften fortzusetzen.«

»Gehört er irgendwelchen Organisationen an, die Sie kennen?«

»Nein.«

»Hat er jemals irgend etwas zu Ihnen gesagt, das man als unloyal bezeichnen könnte?«

»Nein!« schrie Grant, und dann herrschte eine Zeitlang Schweigen.

Dann fragte Darrity: »Wie bedeutend ist Ralson auf dem Gebiet der Atomforschung?«

Grant beugte sich über das Lenkrad.

»So bedeutend, wie es ein Mann nur sein kann. Ich garantiere Ihnen, daß kein Mann unersetzlich ist, aber Ralson schien immer einzigartig zu sein. Er hat den richtigen technischen Verstand.«

»Was heißt das?«

»Er ist zwar selbst kein großer Mathematiker, aber er kann die Berechnungen anderer zum Leben erwecken. Da kann ihm keiner das Wasser reichen. Wie oft hatten wir ein Problem zu lösen, Inspektor, und hatten keine Zeit dazu! Keiner hatte eine Idee, bis er kam und sagte: ›Warum macht Ihr es nicht so und so?‹ Dann ging er. Er interessierte sich nicht einmal dafür, ob sein Vorschlag auch funktionierte. Aber er funktionierte immer. Vielleicht wären wir auch daraufgekommen, aber es hätte Monate gedauert. Ich weiß nicht, wie er das machte. Es hat auch keinen Sinn, ihn danach zu fragen. Er sieht einen nur an und sagt: ›Aber das war doch offensichtlich‹, und spaziert davon. Natürlich nachdem er uns darauf hingewiesen hatte, war es offensichtlich.«

Der Inspektor ließ ihn ausreden. Als Grant schwieg, sagte Darrity: »Würden Sie sagen, daß er sonderbar war? Ich meine, launenhaft.«

»Von einem Genie erwartet man doch nicht, daß es normal ist, nicht wahr?«

»Vielleicht nicht. Aber wie abnorm war dieses spezielle Genie?«

»Er redete nie viel. Und manchmal wollte er nicht arbeiten.«

»Blieb er dann daheim oder ging er angeln?«

»Nein. Er kam ins Laboratorium. Aber er saß nur an seinem Schreibtisch und tat nichts. Manchmal dauerte das wochenlang. Er antwortete nicht und sah einen nicht einmal an, wenn man mit ihm sprach.«

»Hat er jemals seine Arbeit gänzlich niedergelegt?«

»Sie meinen, vor diesem Zwischenfall? Nie!«

»Hat er jemals gesagt, daß er Selbstmord begehen wolle? Oder hat er jemals behauptet, er würde sich nirgendwo sicherer fühlen außer im Gefängnis?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher, daß dieser John Smith mit Ralson identisch ist?«

»Ziemlich sicher. Er hat ein Brandmal von irgendwelchen Chemikalien auf seiner rechten Wange, das einwandfrei beweist, daß es sich um Ralson handelt.«

»Okay. Dann werde ich mit ihm sprechen und sehen, was er zu sagen hat.«

Dann herrschte endgültig Schweigen. Dr. Grant folgte der gewundenen Straße, und Inspektor Darrity warf das Taschenmesser von einer Hand in die andere.

Der Gefängnisdirektor hielt den Telefonhörer ans Ohr, lauschte und blickte dann zu seinen beiden Besuchern auf.

»Wir können ihn heraufbringen, Inspektor. Bedenkenlos.«

»Nein.« Dr. Grant schüttelte den Kopf. »Gehen wir zu ihm.«

»Warum?« fragte Darrity. »Erwarten Sie, daß Ralson den Wärter attackiert, wenn er ihn aus der Zelle führt?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Grant.

Der Gefängnisdirektor hob seine schwielige Hand. Seine dicke Nase zuckte leicht.

»Wir haben seinetwegen bisher nichts unternommen. Wegen dieses Telegrammes aus Washington. Aber ehrlich gesagt, er gehört nicht hierher. Ich bin froh, wenn ich die Verantwortung für ihn los bin.«

»Wir werden ihn in seiner Zelle aufsuchen«, sagte Darrity.

Sie gingen den engen, von Eisengittern gesäumten Korridor entlang. Leere, desinteressierte Augen beobachteten sie, als sie an den Zellen vorbeikamen. Ein Schauer lief Dr. Grant über den Rücken.

»War er die ganze Zeit *hier*?«

Darrity antwortete nicht. Der Wärter, der ihnen vorausging, blieb stehen.

»Hier ist die Zelle.«

»Ist das Ralson?« fragte Darrity.

Dr. Grant betrachtete schweigend die Gestalt, die auf der Pritsche lag. Als der Mann merkte, daß jemand vor seiner Zelle stand, richtete er sich auf, stützte sich auf einen Ellbogen und sah so aus, als würde er am liebsten im Erdboden versinken. Sein Haar war sandfarben und schütter. Sein Körper war schwächlich, und seine blanken Augen glänzten wie blaues Porzellan. Auf seiner rechten Wange war ein kaulquappenförmiger rosa Fleck.

»Das ist Ralson«, sagte Grant.

Der Wärter öffnete die Zellentür und trat ein, aber Inspektor Darrity bedeutete ihm mit einer Handbewegung, sich zu entfernen. Ralson beobachtete die Männer stumm. Er zog die Beine an und drückte sich an die Wand. Sein Adamsapfel zitterte, als er schluckte.

»Dr. Elwood Ralson?« fragte Darrity ruhig.

»Was wollen Sie?« Die Stimme klang überraschend baritonale.

»Würden Sie uns bitte folgen? Wir haben Ihnen einige Fragen zu stellen.«

»Nein. Lassen Sie mich allein.«

»Dr. Ralson«, sagte Grant. »Ich wurde zu Ihnen geschickt, um Sie zu bitten, Ihre Arbeit wieder aufzunehmen.«

Ralson blickte den Wissenschaftler an, und sekundenlang blitzte etwas anderes als Furcht in seinen Augen auf.

»Hallo, Grant«, sagte er und erhob sich von der Pritsche. »Hören Sie, ich bat die Leute, sie möchten mich in eine Gummizelle stecken. Sie kennen mich, Grant. Sie wissen, daß ich nichts verlange, von dem ich nicht überzeugt bin, daß es notwendig ist. Helfen Sie mir. Ich kann diese harten Mauern nicht ertragen. Immerzu will ich mich dagegenwerfen ...« Er schlug mit der flachen Hand gegen den schmutziggrauen Beton hinter der Pritsche.

Darrity betrachtete ihn nachdenklich. Er zog sein Taschenmesser aus der Hosentasche und ließ die

blanke Klinge herausschnappen. Sorgfältig kratzte er damit an seinem Daumnagel und fragte: »Wollen Sie mit einem Arzt sprechen?«

Aber Ralson gab keine Antwort darauf. Seine Augen folgten dem glänzenden Metall, seine Lippen öffneten sich und wurden feucht. Sein Atem ging stoßweise.

»Stecken Sie das weg!« sagte er.

»Was soll ich wegstecken?« fragte Darrity nach einer kleinen Pause.

»Das Messer. Ich kann den Anblick nicht ertragen.«

»Warum nicht?« Darrity streckte das Messer aus. »Stimmt etwas nicht damit? Es ist ein gutes Messer.«

Ralson sprang vor. Darrity trat zurück, und seine linke Hand umspannte Ralsons Handgelenk. Er hob das Messer hoch.

»Was ist los, Ralson? Was haben Sie?«

Grant protestierte, aber Darrity schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab.

»Was wollen Sie, Ralson?«

Ralson streckte die freie Hand nach dem Messer aus und krümmte sich unter dem eisernen Griff des Inspektors.

»Geben Sie mir das Messer«, keuchte er.

»Warum, Ralson? Was wollen Sie damit tun?«

»Bitte. Ich muß ...« Seine Stimme klang flehentlich. »Ich kann nicht mehr leben.«

»Sie wollen sterben?«

»Nein. Aber ich muß.«

Darrity versetzte ihm einen Stoß. Ralson taumelte zurück und sank auf die Pritsche, die einen quiet-schenden Laut von sich gab. Langsam klappte Darrity das Taschenmesser zusammen und steckte es ein. Ralson vergrub das Gesicht in den Händen. Er saß reglos da, nur seine Schultern zuckten.

Rufe klangen vom Korridor herein. Die anderen Häftlinge waren auf den Lärm in Ralsons Zelle aufmerksam geworden. Der Wärter eilte herbei.

»Ruhe!« brüllte er und entfernte sich dann wieder.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte der Inspektor zu ihm. Er wischte seine Hände mit einem großen weißen Taschentuch ab. »Ich glaube, wir sollten einen Arzt holen.«

Dr. Gottfried Blaustein war klein und dunkelhäutig und sprach mit kaum merklichem österreichischem Akzent. Es fehlte ihm nur noch ein Ziegenbart, und er hätte für jeden Laien die vollendete Karikatur eines Psychiaters abgegeben. Aber er war glattrasiert und sehr sorgfältig gekleidet. Er musterte Grant aufmerksam und abschätzend, fügte verschiedene kleine Beobachtungen zu einem Gesamtbild. Das tat er automatisch bei jedem Menschen, dem er begegnete.

»Sie haben mir den Mann als sehr talentiert beschrieben«, sagte er. »Vielleicht ist er sogar ein Genie. Sie sagten, er sei nie gern mit Menschen zusammengewesen. Er hätte sich auch nie in der Atmosphäre des Laboratoriums wohlfühlt, obwohl er doch dort seine größten Erfolge errungen hat. Hat er

sich vielleicht in einer anderen Umwelt wohler gefühlt?«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Kaum ein Mensch hat das Glück, in seinem Beruf die ideale Umwelt zu finden. Der eine kompensiert das, indem er ein Instrument spielt, der andere geht spazieren oder wird Mitglied irgendeines Klubs. Mit anderen Worten, er schafft sich außerhalb seiner Arbeit eine eigene Welt, in der er sich mehr zu Hause fühlt. Und diese eigene Welt muß in gar keinem Zusammenhang mit dem Beruf eines Menschen stehen. Sie ist oft eine Flucht vor der Wirklichkeit und hilft, das Leben leichter zu ertragen.« Er lächelte und fügte hinzu: »Ich selbst sammle zum Beispiel Briefmarken. Ich bin aktives Mitglied der Amerikanischen Philatelistengesellschaft.«

Grant schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, was er in seiner Freizeit machte. Ich bezweifle, daß er irgendeinem Hobby frönte.«

»Hm. Das ist natürlich traurig. Man muß doch irgendwo Entspannung oder Vergnügen finden.«

»Haben Sie schon mit Dr. Ralson gesprochen?«

»Über seine Probleme? Nein.«

»Werden Sie es tun?«

»Oh, ja. Aber er ist erst seit einer Woche hier. Man muß ihm Zeit lassen, damit er sich erholen kann. Er befand sich in einem sehr erregten Zustand, als er hier eintraf. Man kann es fast als Delirium bezeichnen. Er muß viel Ruhe haben und sich an die neue Umgebung gewöhnen, bevor ich mit ihm spreche.«

»Werden Sie ihn dazu bringen können, daß er wieder seine Arbeit aufnimmt?«

Blaustein lächelte.

»Wie kann ich das wissen? Ich weiß ja noch nicht einmal, an welcher Krankheit er leidet.«

»Könnten Sie ihm nicht erst einmal über das Schlimmste hinweghelfen? Ich meine, Sie könnten ihn vorerst einmal von seinem Selbstmordzwang befreien und die Kur fortsetzen, wenn er wieder an seinen Arbeitsplatz zurückgekehrt ist.«

»Vielleicht. Ich kann mir keine Meinung bilden, bevor ich nicht mit ihm gesprochen habe.«

»Wie lange wird es etwa dauern?«

»In solchen Fällen kann man das nie vorhersagen, Dr. Grant.«

»Dann tun Sie, was Sie für richtig halten.« Grant beugte sich vor. »Es ist sehr wichtig, daß Ralson bald gesund wird. Sie wissen gar nicht, wie wichtig.«

»Möglich. Sie können mir vielleicht helfen, Dr. Grant.«

»Wie?«

»Können Sie mir gewisse Informationen beschaffen, die als ›Top secret‹ bezeichnet werden?«

»Welche Art von Informationen?«

»Ich würde gern die Selbstmordquote der Nuklearwissenschaftler seit 1945 kennen. Außerdem möchte ich wissen, wieviele ihre Arbeit niedergelegt beziehungsweise sich einem anderen Forschungsgebiet zugewandt haben.«

»Steht das in Zusammenhang mit Ralson?«

»Meinen Sie nicht, daß es sich bei seiner schrecklichen Depression um eine Berufskrankheit handelt?«

»Sie müssen das verstehen, Dr. Blaustein. Die Atmosphäre in der modernen Nuklearforschung ist von starkem Druck und Bürokratismus bestimmt. Wir arbeiten mit Regierung und Militär zusammen. Wir dürfen über unsere Arbeit nicht sprechen, und wir müssen sehr vorsichtig mit unseren Äußerungen sein. Natürlich, wenn einem von uns eine Stellung an einer Universität angeboten wird, wo man seine Arbeitszeit selbst bestimmen, seine eigene Forschung betreiben kann, wo man nicht jede schriftliche Arbeit erst einmal der A.E.C. vorlegen muß, bevor man sie veröffentlichen kann, wo man nicht hinter verschlossenen Türen arbeiten muß, würde jeder sofort zugreifen.«

»Und Sie würden Ihrem Spezialgebiet für immer den Rücken kehren?«

»Kann sein. Die Gründe, warum so viele ihre Arbeit aufgeben, sind selten militärischer Natur. Aber einmal erzählte mir ein Mann, daß er nachts nicht schlafen könne. Er sagte, er würde hunderttausend Schreie aus Hiroshima hören, sobald er das Licht ausgeschaltet hätte. Er nahm einen Job in einem Herrenmodegeschäft an.«

»Und Sie selbst hören niemals Schreie?«

»Doch.« Grant nickte schwer. »Es ist kein angenehmes Gefühl zu wissen, daß ein kleiner Teil der Verantwortung für eine eventuelle atomare Zerstö-

rung auf meinen eigenen Schultern ruht.«

»Und welches Gefühl hat Ralson?«

»Er sprach nie über solche Dinge.«

»Mit anderen Worten, wenn er derartige Gefühle hatte, so verriet er es seinen Mitarbeitern nicht.«

»Nein.«

»Und trotz alledem ist die atomare Forschung notwendig, nicht wahr?«

»Ich würde sagen, ja.«

»Was würden Sie machen, Dr. Grant, wenn Sie irgend etwas tun müßten, wozu Sie sich innerlich nicht imstande fühlen?«

Grant zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß es nicht.«

»Manche Menschen begehen Selbstmord.«

»Sie meinen, das trifft auf Ralson zu?«

»Wie kann ich das wissen? Ich werde heute abend mit Dr. Ralson sprechen. Ich kann Ihnen natürlich nichts versprechen, aber ich versichere Ihnen, daß ich Ihnen meine Beobachtungen sofort mitteilen werde.«

Grant erhob sich.

»Vielen Dank, Doktor. Ich werde versuchen, die von Ihnen gewünschten Informationen zu erhalten.«

Elwood Ralsons Aussehen hatte sich in der Woche, die er bis jetzt in Dr. Blausteins Sanatorium verbracht hatte, gebessert. Sein Gesicht war voller geworden, und die Ruhelosigkeit war von ihm gewichen. Er trug keine Krawatte und keinen Hosengürtel, und seine Schuhe hatten keine Schnürsenkel.

»Wie fühlen Sie sich, Dr. Ralson?« fragte Dr. Blaustein.

»Erholt.«

»Werden Sie gut behandelt?«

»Ich habe keine Klagen, Doktor.«

Blaustein griff nach dem Brieföffner, mit dem er gern spielte, wenn er über irgend etwas nachdachte. Aber der Brieföffner war verschwunden. Natürlich hatte man ihn entfernt, wie alle anderen Gegenstände mit scharfen Kanten. Nur Papiere lagen auf dem Schreibtisch.

»Setzen Sie sich, Dr. Ralson«, sagte Blaustein.
»Wie steht es mit Ihren Krankheitssymptomen?«

»Meinen Sie meinen Selbstmordzwang? Es wird schlimmer oder besser, das hängt ganz von meinen Gedanken ab. Ich denke viel nach. Aber mein Wunsch nach Selbstmord begleitet mich auf Schritt und Tritt. Da können auch Sie mir nicht helfen.«

»Vielleicht haben Sie recht. Es gibt viele Fälle, in denen ich nicht helfen kann. Ich würde gern möglichst viel von Ihnen wissen. Sie sind ein bedeutender Mann ...«

Ralson seufzte.

»Sind Sie anderer Meinung?« fragte Blaustein.

»Allerdings. Es gibt keine bedeutenden Männer, genauso wie es keine bedeutenden individuellen Bakterien gibt.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Das erwarte ich auch nicht von Ihnen.«

»Und doch scheint mir, daß eine Menge Gedanken

hinter Ihrer Bemerkung stehen. Es würde für mich sehr interessant sein, einige dieser Gedanken zu kennen.«

Zum erstenmal lächelte Ralson. Es war kein angenehmes Lächeln.

»Es ist amüsant, Sie zu beobachten, Doktor«, sagte er. »Sie üben Ihren Beruf so gewissenhaft aus. Sie hören mir zu, mit diesem gewissen falschen Interesse und dieser öligen Sympathie. Ich könnte Ihnen den größten Blödsinn erzählen, und Sie würden mir trotzdem aufmerksam zuhören, nicht wahr?«

»Können Sie sich nicht vorstellen, daß mein Interesse echt ist, obwohl es natürlich in erster Linie beruflich ist?«

»Nein, das kann ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich bin nicht in der Stimmung, darüber zu diskutieren.«

»Dann gehen Sie doch bitte in Ihr Zimmer zurück.«

»Das werde ich nicht tun, wenn Sie nichts dagegen haben.« Seine Stimme klang plötzlich zornig, als er sich erhob und sich fast augenblicklich wieder niedersetzte. »Warum sollte ich Sie nicht benützen. Ich rede nicht gern mit den Menschen. Sie sind dumm. Sie merken nichts, Sie starren das Offensichtliche stundenlang an, und es bedeutet nichts für sie. Wenn ich mit ihnen spreche, verstehen sie mich nicht. Sie verlieren die Geduld, oder sie lachen. Aber Sie müssen zuhören. Das ist Ihr Job. Sie können mich nicht

unterbrechen und mir sagen, daß ich verrückt bin, auch wenn Sie das vielleicht denken.«

»Ich bin froh, wenn ich Ihnen zuhören kann. Was immer Sie mir auch erzählen.«

Ralson holte tief Luft.

»Ich weiß nun schon seit einem Jahr etwas, das nur sehr wenige Menschen wissen. Vielleicht ist es sogar etwas, das keine *lebende* Person weiß. Wissen Sie, daß der kulturelle Fortschritt der Menschheit immer in plötzlichen Ballungen auftritt? Im Zeitraum von zwei Generationen kann in einer Stadt von dreißigtausend Einwohnern genug literarisches oder sonstiges künstlerisches Genie entstehen, um das Kulturbedürfnis einer Millionennation ein Jahrhundert lang zu befriedigen. Ich denke an das Athen des perikleischen Zeitalters.

Es gibt noch andere Beispiele. Das Florenz der Medicis, das elisabethanische England, das Spanien der Emire von Cordoba. Dann die Sozialreformen der Israeliten im achten und siebenten Jahrhundert vor Christi. Wissen Sie, was ich meine?«

Blaustein nickte.

»Ich sehe, daß Sie sich für Geschichte interessieren.«

»Warum nicht? Es gibt keinen Grund, warum ich mein Interesse auf die Atomforschung beschränken sollte.«

»Natürlich nicht. Sprechen Sie bitte weiter.«

»Zuerst dachte ich, ich könnte mehr über das wahre Wesen der historischen Zyklen erfahren, wenn ich

einen Spezialisten zu Rate zöge. Ich hatte einige Unterredungen mit einem Berufshistoriker. Aber das war reine Zeitverschwendung.«

»Wie hieß der Historiker?«

»Ist das so wichtig?«

»Sicher nicht, wenn Sie es lieber für sich behalten wollen. Was sagte er?«

»Er meinte, daß ich unrecht hätte, daß die Geschichte nur scheinbar in Eruptionen verläuft. Er sagte, daß er nach eingehenden Studien festgestellt hätte, die großen Zivilisationen der Ägypter und Sumerer seien nicht plötzlich aus dem Nichts entstanden, sondern auf der Basis einer sich über lange Zeit hinweg entwickelnden Subzivilisation, die sich bereits in den Künsten ausgedrückt hätte. Er sagt, das perikleische Athen hätte sich auf einem vorperikleischen Athen aufgebaut, ohne das es die perikleische Blütezeit nie gegeben hätte.

Ich fragte ihn, warum uns dann nichts von einem nachperikleischen Athen bekannt sei, das doch auf einer noch höheren Stufe hätte stehen müssen. Daraufhin erzählte er mir, Athen sei durch eine Seuche und den langen Krieg mit Sparta ruiniert worden. Ich befragte ihn über andere kulturelle Ballungszeiten, und jedesmal war es ein Krieg, der sie beendete. Er war wie all die anderen. Die Wahrheit lag vor ihm. Er hätte sie nur aufgreifen müssen. Aber er tat es nicht.«

Ralson starrte zu Boden und sagte mit müder Stimme: »Sie kommen manchmal zu mir ins Labora-

torium, Doktor. Sie sagen: ›Wie, zum Teufel, können wir den So-und-so-Effekt beseitigen, der all unsere Berechnungen über den Haufen wirft, Ralson?‹ Sie zeigen mir ihre Instrumente und ihre Schaltschemata, und ich sage: »Aber das ist doch sonnenklar. Warum macht ihr es nicht so und so? Das sieht doch jedes Kind.« Dann gehe ich davon, denn ich kann es nicht ertragen, die Verwirrung auf ihren stupiden Gesichtern zu sehen. Später kommen sie dann zu mir und sagen: ›Es funktioniert, Ralson. Wie haben Sie das nur herausgefunden?‹ Ich kann es ihnen nicht erklären, Doktor. Es wäre genauso, wie wenn ich erklären müßte warum das Wasser naß ist. Ich konnte es auch nicht dem Historiker erklären. Und ebenso wenig kann ich es Ihnen erklären. Es ist Zeitverschwendung.«

»Würden Sie jetzt lieber in Ihr Zimmer zurückgehen?«

»Ja.«

Blaustein saß noch lange nachdenklich an seinem Schreibtisch, nachdem Ralson hinausgeführt worden war. Automatisch fanden seine Finger ihren Weg in die obere rechte Schublade. Er holte den Brieföffner hervor und spielte damit.

Schließlich griff er zum Telefon.

»Hier ist Blaustein. Dr. Ralson hatte vor einiger Zeit eine Unterredung mit einem Historiker. Wahrscheinlich vor etwa einem Jahr. Ich kenne den Namen des Historikers nicht. Ich weiß nicht einmal, ob er in Verbindung mit einer Universität steht. Wenn

Sie ihn ausfindig machen könnten, würde ich gern mit ihm sprechen.«

Dr. phil. Thaddeus Milton blickte Blaustein gedankenvoll an und fuhr sich mit der Hand durch das eisengraue Haar.

»Ich habe tatsächlich mit diesem Mann gesprochen. Aber ich habe sehr wenig Kontakt mit ihm gehabt. Eigentlich keinen außer ein paar Gesprächen über historische Belange.«

»Wie trat er an Sie heran?«

»Er schrieb mir einen Brief. Ich weiß nicht, warum er sich mich ausgesucht hat und nicht irgendeinen anderen Historiker. Eine Serie meiner Artikel ist etwa zu dieser Zeit in einem dieser halbwissenschaftlichen Journale mit halbpopulärem Anstrich erschienen. Vielleicht ist er dadurch auf mich aufmerksam geworden.«

»Ich verstehe. Mit welchen Themen beschäftigten sich Ihre Artikel?«

»Sie behandelten den Wert der Zyklentheorie in der Geschichte. Das heißt, ich versuchte zu klären, ob man wirklich behaupten kann, daß eine herausragende Zivilisation bestimmten Gesetzen des Wachstums und der Auflösung folgen muß.«

»Ich habe Toynbee gelesen, Dr. Milton.«

»Nun, dann wissen Sie ja, was ich meine.«

»Und in Ihren Gesprächen mit Dr. Ralson ging es um diesen zyklischen Verlauf der Geschichte?«

»Hm, in gewisser Weise, ja. Natürlich ist der

Mann kein Historiker, und einige seiner Bemerkungen über kulturelle Trends hörten sich richtig dramatisch an – und – wie soll ich sagen – pseudowissenschaftlich. Verzeihen Sie, wenn ich eine indiskrete Frage stelle, Doktor. Ist Dr. Ralson einer von Ihren Patienten?«

»Es geht Dr. Ralson nicht gut, und er befindet sich in meiner Obhut. Alles, was ich hier mit Ihnen bespreche, bitte ich Sie, streng vertraulich zu behandeln.«

»Sicher. Das verstehe ich. Aber wie dem auch sei, Ihre Auskunft läßt mir einiges verständlich erscheinen. Manche seiner Ideen grenzten nahezu an das Irrationale. Er schien sich ständig Sorgen über die Zusammenhänge zwischen den kulturellen Ballungszeiten, wie er es nannte, und irgendwelchen Katastrophen zu machen. Nun wurden solche Zusammenhänge häufig festgestellt. Die Zeit der größten Vitalität einer Nation kann mit der Zeit größter nationaler Unsicherheit zusammenfallen. Die Niederlande sind hierfür ein gutes Beispiel. Die bedeutendsten niederländischen Künstler, Staatsmänner und Forscher lebten im frühen siebzehnten Jahrhundert, zur selben Zeit, als das Land in den tödlichen Kampf mit der damals größten europäischen Macht verstrickt war, mit Spanien. Zur selben Zeit, als das Mutterland vernichtet wurde, baute es das Kolonialreich im fernen Osten auf und fand Halt in den Gebieten an der nördlichen Küste Südamerikas, an der südlichsten Spitze von Afrika und am Hudson. Die

niederländischen Flotten besiegten England. Und dann, als die politische Sicherheit der Niederlande wiederhergestellt war, begann die kulturelle Auflösung.

Sicher, das ist nichts Ungewöhnliches. Gruppen wie Individuen können sich als Antwort auf eine Herausforderung zu einsamer Höhe erheben und dahinvegetieren, wenn die Herausforderung fehlt. Jedenfalls, als Dr. Ralson seinen gesunden Verstand verlor, trug sicher der Umstand dazu bei, daß in seinem Standpunkt sich die Begriffe von Ursache und Wirkung verwirrten. Er behauptete, nicht die Zeiten von Krieg und Gefahr brächten die kulturellen Eruptionen hervor, sondern es geschehe umgekehrt. Er stellte fest, daß zu jeder Zeit, wenn eine bestimmte Menschengruppe zu viel Vitalität und Fähigkeiten zeigt, ein Krieg notwendig wird, um die Möglichkeiten einer weiteren Entwicklung zu vernichten.«

»Ich verstehe«, sagte Blaustein.

»Ich fürchte, ich habe ihn damals ausgelacht. Vielleicht hat er deshalb unsere letzte Verabredung nicht eingehalten. Am Ende unserer letzten Unterredung fragte er mich in höchster Erregung, ob ich es nicht seltsam finde, daß ausgerechnet eine so fragwürdige Spezies wie der Mensch die Erde beherrsche, der doch nichts als seine Intelligenz aufzuweisen hätte. Da lachte ich laut auf. Das hätte ich vielleicht nicht tun sollen. Der arme Kerl!«

»Das war eine ganz natürliche Reaktion«, erwiderte Blaustein, »aber jetzt werde ich Ihre Zeit nicht

länger in Anspruch nehmen. Sie haben mir sehr geholfen.«

Sie schüttelten sich die Hände, und Thaddeus Milton verließ Blausteins Arbeitszimmer.

»Hier bringe ich Ihnen die gewünschten Informationen über die Selbstmordquote der Wissenschaftler«, sagte Darrity. »Können Sie daraus irgendwelche Schlüsse ziehen?«

»Das sollte ich eigentlich Sie fragen«, sagte Blaustein sanft. »Das FBI hat doch sicher sehr sorgfältige Untersuchungen angestellt.«

»Darauf können Sie sich verlassen. Es handelt sich jedenfalls um Selbstmorde. Da gibt es gar keinen Zweifel. Man hat die Selbstmordrate der Wissenschaftler mit der von anderen Berufsgruppen verglichen. Die der Wissenschaftler ist etwa viermal so hoch, wenn man auch das Alter, den sozialen Status und die wirtschaftliche Situation der Betroffenen in Betracht zieht.«

»Und wie steht es mit den britischen Wissenschaftlern?«

»Ähnlich.«

»Und mit den sowjetischen?«

»Wer kann das sagen?« Der Inspektor beugte sich vor. »Doktor, Sie glauben doch nicht, daß die Sowjets irgendwelche Strahlen haben, die die Leute zum Selbstmord treiben? Es erregt natürlich Verdacht, daß ausgerechnet die Atomforscher am stärksten von diesem Selbstmordzwang befallen sind.«

»Tatsächlich? Vielleicht auch nicht. Die Atomphysiker arbeiten möglicherweise in einem besonders starken Spannungszustand. Das bedarf natürlich erst einmal genauer Studien, bevor man irgendwelche Behauptungen aufstellt.«

»Sie meinen, es handelt sich um eine bestimmte Art von Komplexen?« fragte Darrity vorsichtig.

Blaustein verzog das Gesicht.

»Die Psychiatrie ist schon viel zu populär geworden. Jeder redet von Komplexen und Neurosen und Psychosen und Zwangsvorstellungen, und so weiter. Der Schuldkomplex des einen ist die ungestörte Nachtruhe des anderen. Wenn ich mit jedem, der Selbstmord begangen hat, sprechen könnte, würde ich vielleicht mehr wissen.«

»Sie sprechen mit Ralson.«

»Ja, ich spreche mit Ralson.«

»Hat *er* vielleicht einen Schuldkomplex?«

»Eigentlich nicht. Auf Grund seiner Vergangenheit würde es mich nicht überraschen, wenn er eine morbide Beziehung zum Tod hätte. Als er zwölf Jahre alt war, starb seine Mutter vor seinen Augen unter den Rädern eines Autos. Sein Vater siechte langsam an Krebs dahin. Trotzdem ist mir der Zusammenhang zwischen diesen Erfahrungen und seinen gegenwärtigen Schwierigkeiten noch nicht recht klar.«

Darrity nahm seinen Hut.

»Nun, ich wünschte, Sie kämen etwas schneller voran, Doktor. Irgend etwas Gewaltiges kommt auf uns zu. Etwas viel Gewaltigeres, als es die H-Bombe

war. Ich kann mir zwar nicht vorstellen, daß es etwas noch Gewaltigeres als die H-Bombe gibt, und doch ist es so.«

Ralson bestand darauf stehenzubleiben.

»Ich hatte eine schlechte Nacht, Doktor.«

»Ich hoffe, Sie fühlen sich durch unsere Gespräche nicht gestört«, sagte Blaustein.

»Doch, in gewisser Weise schon. Sie bringen mich wieder dazu, über dieses Thema nachzudenken. Und wenn ich nachdenke, verschlechtert sich mein Zustand. Wie, glauben Sie, fühlt man sich wohl als Teil einer bakteriellen Kultur, Doktor?«

»Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Für eine Bakterie ist es bestimmt völlig normal.«

Ralson hatte nicht zugehört. Er sagte langsam: »Eine Kultur, in der man die Intelligenz studiert hat. Wir studieren alles, was mit den genetischen Beziehungen zusammenhängt. Wir nehmen Fruchtfliegen und kreuzen die rotäugigen mit den weißäugigen, um zu sehen, was dann passiert. Im Grund sind uns sowohl die rotäugigen als auch die weißäugigen völlig egal. Wir versuchen nur, durch sie gewisse grundlegende genetische Prinzipien zu entdecken. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Sicher.«

»Auch bei den Menschen kann man verschiedene physische Charakteristika feststellen. Derlei lernt man auf der biologischen Fakultät. Aber man kann Menschen nicht in derselben Weise kreuzen wie

Fruchtfliegen. Menschen leben zu lange. Es würde Jahrhunderte dauern, bis irgendwelche Schlüsse gezogen werden können. Wirklich schade, daß es nicht eine bestimmte Menschenrasse gibt, die sich innerhalb von Wochen reproduziert, nicht wahr?«

Er wartete auf eine Antwort, aber Blaustein lächelte nur.

»Eine solche Rasse würden wir nämlich für andere Geschöpfe sein, die über tausend Jahre lang leben«, fuhr Ralson fort. »Für solche Wesen würden wir uns schnell genug vermehren. Wir wären kurzlebige Kreaturen, und sie könnten unsere Genetik studieren, beispielsweise unsere Musikalität, unsere wissenschaftlichen Fähigkeiten, und so weiter. Aber ich glaube nicht, daß diese Dinge sie mehr interessieren würden als uns die weißen Augen der Fruchtfliegen.«

»Eine sehr interessante Bemerkung«, sagte Blaustein.

»Es ist nicht bloß eine Bemerkung. Es ist die Wahrheit. Für mich ist das offensichtlich, und es ist mir egal, was Sie davon halten. Sehen Sie sich doch um. Sehen Sie sich einmal den Planeten Erde an. Was für eine lächerliche Tierart sind wir denn, daß wir uns zu Herrn der Welt aufspielen, nachdem die Dinosaurier keinen Erfolg hatten? Sicher, wir sind intelligent, aber was ist Intelligenz? Wir glauben, daß sie so wichtig ist, weil wir sie besitzen. Wenn der Tyrannosaurier sich eine Eigenschaft ausgesucht hätte, von der er glauben konnte, daß sie seine dominierende Rolle auf der Erde garantiert, wäre seine Wahl

sicher auf Größe und Kraft gefallen. Und er hätte etwas Besseres daraus gemacht als wir aus unserer Intelligenz. Immerhin hat seine Spezies länger existiert, als es aller Voraussicht nach beim Menschen der Fall sein wird.

Die Intelligenz an sich hat keinen großen Wert als Überlebensfaktor. Der Elefant schneidet ziemlich schlecht ab, wenn man ihn mit dem Sperling vergleicht, obwohl er viel intelligenter ist. Der Hund steht ganz gut da, solange er vom Menschen beschützt wird, aber nicht so gut wie die Hausfliege, gegen die sich jede Menschenhand erhebt. Oder nehmen wir doch die Säugetiere als Gruppe. Die Kleineren verstecken sich vor ihren Feinden. Die Großen haben kaum je etwas anderes zustande gebracht, als ihre Art zu erhalten. Die Paviane stehen noch am besten da, und das liegt sicher an ihren hündischen Eigenschaften, nicht an ihrem Verstand.«

Kleine Schweißperlen bedeckten Ralsons Stirn.

»Es ist doch klar ersichtlich, daß der Mensch als eine ganz bestimmte Spezies für die geschaffen wurde, die ihn studieren wollen. Im allgemeinen ist das Säugetier kurzlebig. Natürlich leben die größeren meist etwas länger. Und doch wird der Mensch etwa zweimal so alt wie die Menschenaffen, älter sogar als der Gorilla. Wir werden später reif. Es ist so, als hätte man uns sorgfältig ausgebrütet, damit wir etwas länger leben, so daß unser Lebenszyklus gerade richtig ist.«

Er schlug sich mit der Faust gegen die Stirn.

»Tausend Jahre sind gerade soviel wie der gestrige Tag ...«

Blaustein drückte hastig auf einen Knopf. Einen Augenblick lang kämpfte Ralson gegen den Wärter im weißen Mantel, dann ließ er sich willenlos abführen. Blaustein blickte ihm nach, schüttelte den Kopf und griff zum Telefon.

»Inspektor«, sagte er, nachdem er sich mit Darrity hatte verbinden lassen, »ich muß Ihnen sagen, daß es leider noch sehr lange dauern wird.«

Er lauschte und schüttelte den Kopf.

»Ich weiß, wie dringlich die Angelegenheit ist.«

Die Stimme, die aus dem Hörer klang, war blechern und rau.

»Doktor, das wissen Sie nicht. Ich werde Grant zu Ihnen schicken. Er wird Ihnen die Situation erklären.«

Dr. Grant fragte, wie es Ralson ginge, und dann fragte er mit leiser Sehnsucht in der Stimme, ob er ihn sehen könne. Blaustein schüttelte sanft den Kopf.

»Man hat mich zu Ihnen gesandt«, begann Grant, »damit ich Sie über den gegenwärtigen Zustand der atomaren Forschung in Kenntnis setze.«

»So, daß ich es verstehen werde?«

»Ich hoffe es. Die Lage ist ziemlich verzweifelt. Ich muß Sie daran erinnern ...«

»Ja, ich weiß. Die ängstliche Unsicherheit von euch Atomwissenschaftlern ist wirklich unverständlich. Ihr müßt doch wissen, daß diese Dinge nicht ewig verborgen bleiben können.«

»Man muß mit dem Geheimnis leben. Es ist wie eine ansteckende Krankheit.«

»Genau. Und um welches Geheimnis handelt es sich zur Zeit?«

»Wir werden – oder wir könnten vielleicht bald ein wirksames Verteidigungsmittel gegen die Atombombe entwickeln.«

»Und da macht ihr ein Geheimnis draus? Es wäre doch viel besser, wenn man das sofort in alle Welt hinausschreien würde.«

»Um Himmels willen, nein! Hören Sie mir zu, Dr. Blaustein. Vorläufig existiert die Verteidigungsmöglichkeit nur auf dem Papier. Wir befinden uns im $E = mc^2$ -Stadium. In der Praxis sind wir noch nicht so weit. Es wäre falsch, wenn wir Hoffnungen wecken, die dann zunichte gemacht würden. Auf der anderen Seite, wenn es bekannt würde, daß wir uns schon beinahe gegen die Atombombe verteidigen können, entsteht vielleicht der Wunsch, einen Krieg zu beginnen und zu gewinnen, bevor die Verteidigungsmöglichkeit zufriedenstellend entwickelt werden kann.«

»Das glaube ich nicht. Aber das tut nichts zur Sache. Welcher Art ist diese Verteidigungsmöglichkeit? Oder wagen Sie es nicht, mir noch mehr mitzuteilen?«

»Doch. Ich muß Ihnen so viel sagen, wie es nötig ist, um Sie davon zu überzeugen, daß wir Ralson brauchen – und zwar möglichst schnell.«

»Nun, dann reden Sie. Endlich erfahre ich auch

einmal Geheimnisse. Ich fühle mich schon fast wie ein Regierungsmitglied.«

»Sie werden mehr als die meisten anderen Regierungsmitglieder wissen. Sehen Sie, Dr. Blaustein, ich werde es Ihnen in der Laiensprache erklären. Die militärische Geschichte zeigt uns, daß stets Angriffs- und Verteidigungswaffen in gleichem Maß entwickelt wurden. Nur einmal schien sich die Kriegführung ganz auf den Angriff zu konzentrieren, und das war nach der Erfindung des Schießpulvers der Fall. Aber die Verteidigung holte bald auf. Der mittelalterliche Krieger, der in seiner Rüstung auf dem Pferd saß, wurde zum modernen Panzersoldaten, statt der steinernen Burgen haben wir nun die Betonbunker. Im Grund dasselbe, wenn man davon absieht, daß heute andere Größenordnungen herrschen.«

»Sehr gut. Sie drücken sich recht klar aus. Und die Atombombe brachte wieder völlig neue Größenordnungen mit sich, nicht wahr? Um sich vor ihr zu schützen, helfen weder Beton noch Stahl.«

»Richtig. Aber es nützt nichts, wenn wir immer dickere Wände konstruieren. Es gibt kein Material, das widerstandsfähig genug wäre. In einem Atomkrieg kann uns nur die Atomenergie schützen. Wir werden ein Kraftfeld bauen.«

»Und was ist ein Kraftfeld?« fragte Blaustein sanft.

»Ich wollte, ich könnte es Ihnen sagen. Bisher ist es nur eine Gleichung auf dem Papier. Die Energie kann so geleitet werden, daß sie eine unerschütterli-

che Schutzwand bildet. Theoretisch. Aber wie wir das in der Praxis zustande bringen sollen, weiß ich nicht.«

»Das würde also eine Wand sein, die nichts durchdringen könnte. Auch keine Atombomben, nicht wahr?«

»Auch keine Atombomben. Die einzige Begrenzung der Widerstandsfähigkeit wäre an der Energiemenge zu messen, die wir in diese Wand laden können. Theoretisch könnte man diese Wand sogar für Strahlen undurchdringlich machen. Auch Gammastrahlen würden an ihr abprallen. Wir träumen von einem Schutzschirm, der permanent über den Städten schwebt. Im Normalfall wäre er nur mit einem Minimum an Energie geladen. Aber im Ernstfall könnte er innerhalb eines Sekundenbruchteils mit einem Energiemaximum geladen werden und zwar mit Hilfe von Kurzwellenstrahlen. All das ist theoretisch bereits möglich.«

»Und warum brauchen Sie Ralson?«

»Weil er der einzige ist, der die Theorie in die Praxis umsetzen kann. Und er ist der einzige, der dazu schnell genug imstande ist. Heutzutage zählt jede Minute. Sie kennen die internationale Lage. Die atomare Verteidigung *muß* funktionieren, bevor es zu einem atomaren Krieg kommt.«

»Sind Sie sicher, daß Ralson Ihnen helfen kann?«

»Ich war noch nie so sehr von den Fähigkeiten eines Mannes überzeugt wie von den seinen. Er ist erstaunlich, Doktor. Er hat immer recht. Keiner von

seinen Kollegen weiß, wie er das macht.«

»Vielleicht eine Art Intuition?« Der Psychiater blickte seinen Gesprächspartner verwirrt an. »Vielleicht verfügt er über Denkpotenzen, die über normale menschliche Fähigkeiten hinausgehen. Kann das sein?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich werde noch einmal mit ihm sprechen. Ich benachrichtige Sie, sobald ich etwas herausgefunden habe.«

»Gut.« Grant erhob sich. Dann fügte er mit einem kleinen Hintergedanken hinzu: »Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, Doktor, daß die Kommission plant, Ralson aus Ihrem Sanatorium zu entfernen, wenn Sie nicht bald Erfolg haben.«

»Wollen Sie es mit einem anderen Psychiater versuchen? In diesem Fall will ich Ihnen natürlich nicht im Weg stehen. Trotzdem bin ich der Meinung, daß kein verantwortungsbewußter Facharzt Ralson so schnell gesund machen kann, wie Sie es wünschen.«

»Einer weiteren psychotherapeutischen Behandlung steht auch nichts entgegen. Er soll nur schon vorher seine Arbeit wieder aufnehmen.«

»Ich bestreite, daß er vor seiner völligen Heilung dazu fähig sein wird, Dr. Grant. Sie werden nichts aus ihm herausbringen. Und es würde seinen Tod bedeuten.«

»Jetzt kriegen wir auch nichts aus ihm heraus.«

»Aber solange ich ihn behandle, besteht doch wenigstens eine kleine Chance, nicht wahr?«

»Ich hoffe. Übrigens, erwähnen Sie bitte nichts davon, daß Ralson möglicherweise von hier entfernt werden könnte.«

»Ich werde nichts davon verlauten lassen. Vielen Dank für die Warnung. Auf Wiedersehen, Dr. Grant.«

»Ich habe mich in letzter Zeit zum Narren gemacht, nicht wahr, Doktor?« fragte Ralson und runzelte die Stirn.

»Sie meinen, daß Sie an das, was Sie mir bei unserem letzten Gespräch erzählt haben, gar nicht glauben?«

»Oh, doch!« Ralsons schlanker Körper zitterte vor innerer Erregung. Er rannte zum Fenster, und Blaustein drehte sich im Sessel, um ihn im Auge behalten zu können. Ralson konnte nicht aus dem Fenster springen. Das Glas war unzerbrechlich.

Das Dämmerlicht verlosch und die ersten Sterne zeigten sich am Himmel. Ralson starrte sie fasziniert an, dann wandte er sich Blaustein zu und zeigte mit einem Finger aus dem Fenster.

»Jeder einzelne von ihnen ist ein Brutapparat. Sie haben gerade die richtigen Temperaturen. Verschiedene Experimente, verschiedene Temperaturen. Und die Planeten, die sie umkreisen, besitzen gewaltige Kulturen, die verschiedene Nährstoffmixturen und verschiedene Lebensformen enthalten. Die Experimentatoren sind natürlich auch Ökonomen, wer immer und was immer sie auch sein mögen. Sie haben

verschiedene Typen von Lebensformen in dieser besonderen Teströhre kultiviert. Die Dinosaurier in einem feuchten, tropischen Zeitalter und uns selbst in einer Art Eiszeit. Sie bewegen die Sonne hin und her, und wir versuchen die Sonne zu erforschen.« Er verzog die Lippen zu einem verächtlichen Lächeln.

»Sicher ist es nicht möglich, die Sonne hin- und herzubewegen, wie man es gerade möchte.«

»Warum nicht? Genauso stellen wir die richtige Temperatur in einem Brutkasten her. Glauben Sie, die Bakterien wissen, wie die Hitze entstanden ist, die sie umgibt? Wer weiß das? Vielleicht entwickeln sie auch Theorien. Vielleicht haben sie ihre eigene Kosmogonie über kosmische Katastrophen, die aus zerbrochenen Glühbirnen bestehen. Vielleicht glauben Sie an irgendeinen wohltätigen Schöpfer, der sie mit Futter und Wärme versorgt und zu ihnen spricht: ›Seid fruchtbar und vermehret euch!‹

Wir pflanzen uns wie sie fort, und wir wissen nicht, warum. Wir beobachten die sogenannten Gesetze der Natur, die nichts anderes sind als unsere Interpretationen der unverstandenen Mächte, die uns beherrschen.

Und jetzt machen sie das größte und bedeutendste Experiment mit uns. Es dauert schon zweihundert Jahre. Ich kann mir vorstellen, daß sie im siebzehnten Jahrhundert beschlossen, Englands Fähigkeit für Mechanik zu entwickeln. Wir nennen das die industrielle Revolution. Es begann mit Dampfenergie, dann folgte die Elektrizität und schließlich die

Atomenergie. Es war ein interessantes Experiment, und sie trieben es bis zum äußersten. Und deshalb müssen sie es jetzt auf ziemlich drastische Weise beenden.«

»Und wie wollen sie es beenden?« fragte Blau-stein. »Haben Sie eine Idee?«

»Welches Mittel gibt es wohl, ein technisches Zeitalter zu beenden? Die ganze Welt fürchtet einen Atomkrieg und unternimmt alles, um ihn zu verhindern. Aber ebenso herrscht die weltweite Furcht, daß ein Atomkrieg unvermeidlich sein wird.«

»Mit anderen Worten, die Experimentatoren werden einen Atomkrieg arrangieren, gleichgültig, ob wir damit einverstanden sind oder nicht, um die technische Ära zu beenden und eine neue zu beginnen. Das meinen Sie doch, nicht wahr?«

»Ja. Das ist doch logisch. Wenn wir ein Instrument sterilisieren, wissen dann die Bakterien, woher die tödliche Hitze kommt? Oder wodurch sie verursacht wird? Und genauso gibt es einen Weg, wie die Experimentatoren unsere Emotionen erhitzen können, einen Weg, wie sie unsere Handlungen beeinflussen, der über unser Verständnis hinausgeht.«

»Und deshalb wollen Sie sterben? Weil Sie glauben, daß die Zerstörung der Zivilisation bevorsteht und durch nichts aufgehalten werden kann?«

»Ich *will* nicht sterben«, sagte Ralson. »Aber ich muß.« Unsägliche Qual sprach aus seinen Augen. »Doktor, wenn Sie eine Kultur sehr gefährlicher Bakterien angelegt haben, die Sie ständig unter Kon-

trolle halten müssen, wäre es da nicht notwendig, daß Sie in einer gewissen Entfernung vom Impfzentrum einen mit Penizillin imprägnierten Kreis von Agar-Medien errichten? Alle Bakterien, die sich zu weit vom Zentrum entfernen, würden sterben. Ganz automatisch.

Und sehen Sie, Doktor, genauso legen die Experimentatoren einen Penizillinring um unseren Intellekt. Wenn wir zu weit ausschwärmen, wenn wir die wahre Bedeutung unserer Existenz durchbrechen, stoßen wir auf das Penizillin und müssen sterben. Es funktioniert ganz langsam, aber unaufhaltsam.«

Er lächelte traurig.

»Kann ich jetzt in mein Zimmer zurückgehen, Doktor?«

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages kam Dr. Blaustein in Ralsons Zimmer. Es war ein kleiner, unpersönlicher Raum. Die Wände waren mit grauem Gummi verkleidet. Die kleinen Fenster lagen in unerreichbarer Höhe. Direkt auf dem Gummiboden lag eine Matratze. Kein einziger Metallgegenstand befand sich im Zimmer, kein einziger Gegenstand, mit dem man hätte Selbstmord begehen können.

Ralson setzte sich auf.

»Hallo!«

»Hallo, Dr. Ralson. Kann ich mit Ihnen sprechen?«

»Hier? Ich kann Ihnen keinen Stuhl anbieten.«

»Das macht nichts. Ich kann stehen. Ich sitze die

ganze Zeit, und da tut mir das Stehen manchmal ganz gut. Dr. Ralson, ich habe die ganze Nacht über unsere bisherigen Gespräche nachgedacht.«

»Und jetzt wollen Sie eine Behandlung beginnen, die mich von den Ideen befreien soll, die Sie für Wahnvorstellungen halten.«

»Nein. Ich will nur ein paar Fragen an Sie richten und vielleicht einige Konsequenzen Ihrer Theorien aufdecken, die Sie möglicherweise nicht bedacht haben.«

»Oh?«

»Sehen Sie, Dr. Ralson, seit Sie mir Ihre Gedankengänge eröffnet haben, weiß ich, was Sie wissen, und trotzdem fühle ich keinerlei Zwang, mich umzubringen.«

»Glaube ist mehr als Wissen, Doktor. Sie müßten ganz fest an meine Theorie glauben, und das tun Sie nicht.«

»Vielleicht bin ich nicht fähig dazu.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie sind kein Biologe, Dr. Ralson. Und wenn Sie auch ein brillanter Physiker sind, so können Sie doch nicht wirklich über diese Bakterienkulturen Bescheid wissen, die Sie als Analogien benutzen. Sie müssen wissen, daß es möglich ist, Bakterien zu züchten, die gegen Penizillin oder jedes andere bakterielle Gift immun sind.«

»Und?«

»Die Experimentatoren, die uns sozusagen züchten, arbeiten doch schon seit vielen Generationen mit

der Menschheit, nicht wahr? Und dieses besondere Geschlecht, das sie seit zwei Jahrhunderten kultivieren, scheint keineswegs aussterben zu wollen. Im Gegenteil, es ist ein kräftiges, lebensfreudiges Geschlecht. Ältere hochentwickelte Geschlechter waren auf einzelne Städte oder kleinere Länder beschränkt und hielten sich nur ein oder zwei Generationen. Aber dieses jetzige Geschlecht ist über die ganze Erde verbreitet. Meinen Sie nicht, daß es gegen Penizillin immun sein könnte. Mit anderen Worten, die Methoden, die die Experimentatoren anwenden wollen, um uns zu vernichten, müssen nicht unbedingt wirksam sein.«

Ralson schüttelte den Kopf.

»Was mich betrifft, so spüre ich ihre Wirkung recht deutlich.«

»Vielleicht leisten Sie nicht genug Widerstand. Oder Sie sind in stark konzentriertes Penizillin hineingestolpert. Denken Sie doch an all die Menschen, die sich bemühen, die atomare Aufrüstung gesetzlich zu verbieten und eine Weltregierung zu schaffen, die einen andauernden Frieden garantiert. Diese Anstrengungen haben sich in letzter Zeit verstärkt.«

»Sie werden den bevorstehenden Atomkrieg nicht aufhalten.«

»Vielleicht ist dazu nur ein kleines bißchen mehr Mühe notwendig. Die Verfechter des Friedens werden sich nicht umbringen. Immer mehr Menschen werden gegen die Methoden der Experimentatoren immun werden. Wissen Sie, was in unseren Atom-

Laboratorien geschieht?«

»Ich will es nicht wissen.«

»Sie müssen es wissen. Sie versuchen ein Kraftfeld zu entwickeln, das die Atombombe stoppen kann. Nehmen Sie einmal an, ich kultiviere eine giftige Bakterie. Da kann es bei allen Vorsichtsmaßnahmen einmal passieren, daß sich eine Seuche ausbreitet. Wir sind für die Experimentatoren zwar nur Bakterien, aber wir können ihnen gefährlich werden. Sonst würden sie uns nicht nach jedem Experiment so sorgfältig vernichten.

Sie arbeiten nicht sehr schnell, nicht wahr? Für sie sind tausend Jahre wie ein Tag. Mit der Zeit merken sie, daß wir die Penizillinsperre durchbrochen haben. Und dann ist es für sie zu spät, uns aufzuhalten. Sie haben uns zur Atomphysik geleitet, und wenn es uns gelingt zu vermeiden, daß wir einander in einem Atomkrieg vernichten, so sind wir den Experimentatoren ebenbürtig.«

Ralson stand auf. Obwohl er nicht sehr groß war, überragte er Blaustein doch um eineinhalb Zoll.

»Arbeiten sie tatsächlich an einem Kraftfeld?«

»Sie versuchen es. Und sie brauchen Sie.«

»Nein. Ich kann nicht.«

»Sie brauchen Sie, damit Sie ihnen sagen, was für Sie so offensichtlich ist. Für die anderen ist es nicht offensichtlich. Denken Sie doch, was es heißt, wenn Sie Ihre Hilfe verweigern. Es bedeutet die Niederlage der Menschheit gegen die Experimentatoren.«

Ralson ging mit großen Schritten durch den Raum.

Er starrte die gummiverkleidete Wand an.

»Aber diese Niederlage wird es geben. Wenn sie ein Kraftfeld konstruieren, so bedeutet das ihren sicheren Tod, noch bevor sie ihre Arbeit beendet haben.«

»Der Tod droht ihnen so oder so. Aber sie versuchen, ihn zu verhindern.«

»Ich will ihnen helfen.«

»Wollen Sie sich noch immer umbringen?«

»Ja.«

»Aber Sie werden versuchen, es zu unterlassen?«

»Ich werde es versuchen, Doktor.« Ralsons Lippen zitterten. »Ich muß ständig unter Aufsicht stehen.«

Blaustein stieg die Stufen empor und zeigte dem Wächter in der Vorhalle seinen Paß. Er hatte ihn schon an der Außentür vorweisen müssen, aber jetzt wurden seine Person, sein Paß und seine Unterschrift erneut geprüft. Nach einer Weile kehrte der Wächter in seinen kleinen Amtsraum zurück und telefonierte. Die Antwort stellte ihn endlich zufrieden. Blaustein nahm Platz, und nach wenigen Minuten stand er auf und schüttelte Dr. Grant die Hand.

»Sogar der Präsident der Vereinigten Staaten hätte Schwierigkeiten, hier hereinzukommen, nicht wahr?« sagte Blaustein.

Der schlanke Physiker lächelte.

»Sicher, wenn er ohne Vorankündigung eintrifft.«

Sie bestiegen einen Lift, der sie zwölf Stockwerke hochbrachte. Das Büro, in das Grant den Psychiater

führte, hatte Fenster nach drei Richtungen. Es war schalldicht und besaß eine Klimaanlage. Die polierten Walnußbaummöbel glänzten.

»Das sieht ja aus wie die Office eines Vorsitzenden. Die Wissenschaft wird langsam zum ganz großen Geschäft.«

Grant blickte seinen Besucher verwirrt an.

»Ja, sicher. Aber die Gelder der Regierung fließen reichlich, und es ist schwierig, ein Kongreßmitglied von der Wichtigkeit Ihrer Arbeit zu überzeugen, wenn der Mann nicht den äußeren Glanz sehen, riechen oder fühlen kann, mit dem Sie sich umgeben.«

Blaustein setzte sich und spürte, wie der gepolsterte Sessel weich nachgab.

»Dr. Elwood Ralson ist bereit, seine Arbeit wieder aufzunehmen«, sagte er.

»Wunderbar. Ich hoffte, daß Sie mir diese Nachricht bringen würden, als Sie sich bei mir anmeldeten.« Grant bot dem Psychiater eine Zigarre an, die dieser jedoch ablehnte.

»Aber wie dem auch sei«, sagte Blaustein, »er ist noch immer ein kranker Mann. Er muß sorgfältig und mit großer Einfühlungsgabe behandelt werden.«

»Sicher. Natürlich.«

»Es ist nicht so einfach, wie Sie vielleicht denken. Ich werde Ihnen einiges über Ralsons Probleme erzählen, damit Sie verstehen, wie heikel die Situation ist.«

Er begann zu sprechen, und Grant hörte zuerst interessiert und dann mit wachsender Bestürzung zu.

»Er muß den Verstand verloren haben, Dr. Blaustein. Unter diesen Umständen wird er uns nicht nützlich sein können. Er ist verrückt.«

Blaustein zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß nicht, was Sie unter ›verrückt‹ verstehen. Das ist ein böses Wort. Gebrauchen Sie es nicht. Sicher, er leidet unter Wahnvorstellungen. Man kann nicht wissen, ob sie seine speziellen Talente beeinflussen oder nicht.«

»Aber ein Wahnsinniger kann doch nicht ...«

»Bitte, halten wir uns nicht mit langen EHskussionen über die psychologische Definition von Wahnsinn auf. Der Mann hat Wahnvorstellungen, und unter normalen Umständen würde ich ihn zweifellos beurlauben. Aber die besonderen Fähigkeiten dieses Mannes werden mithelfen, ein Problem zu lösen, das absolut außerhalb jeder Norm liegt. So ist es doch, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

»Wie können Sie oder ich dann den Wert seiner Arbeit beurteilen? Übrigens, hatten Sie in letzter Zeit Selbstmordgedanken?«

»Nein.«

»Und die anderen Wissenschaftler hier?«

»Sicher nicht.«

»Ich möchte vorschlagen, daß während der Arbeit an dem Kraftfeld die betroffenen Wissenschaftler sowohl hier als auch zu Hause beobachtet werden. Noch besser wäre es, wenn sie gar nicht nach Hause gehen würden. Büros wie dieses kann man als kleine

Schlafzimmer einrichten ...«

»Sie wären niemals damit einverstanden.«

»Oh doch, wenn Sie ihnen die wahren Gründe verschweigen und sagen, es handle sich um eine Sicherheitsmaßnahme, werden sie zustimmen. Sicherheitsmaßnahmen. Dieses Wort ist doch heute sehr beliebt. Ralson muß mehr als alle anderen beaufsichtigt werden.«

»Natürlich.«

»Aber all das ist von geringerer Bedeutung. Es muß etwas getan werden, um mein Gewissen zu entlasten, für den Fall, daß Ralsons Theorien richtig sind. Ich glaube das natürlich nicht. Es handelt sich sicher um Wahnvorstellungen, aber es ist notwendig, nach ihrer Ursache zu fragen. Was gab oder gibt es in Ralsons Leben, das diese Wahnvorstellungen hervorruft? Die Antwort wird nicht einfach sein. Es kann jahrelanger konsequenter Psychoanalyse bedürfen, um eine befriedigende Erklärung zu finden. Und bevor ich die Antwort nicht weiß, kann ich ihn nicht heilen.

Aber vorläufig können wir wenigstens einige Gegebenheiten annehmen. Er hatte eine unglückliche Kindheit, in der er auf die eine oder andere Art mit dem Tod konfrontiert wurde, und zwar auf ziemlich unangenehme Weise. Außerdem war er nie fähig, Kontakt zu anderen Kindern zu finden, und als er erwachsen wurde, ging es ihm genauso mit allen anderen Menschen. Ihre langsame Denkungsart erweckte stets seine Ungeduld. Was immer auch der

Unterschied zwischen seinem Denken und dem anderer Menschen sein mag, er errichtete eine Mauer zwischen sich und der Gesellschaft, die etwa so stark ist wie das Kraftfeld, daß Sie zum Schutz gegen die Atombombe zu entwickeln versuchen. Aus ähnlichen Gründen war er immer außerstande, ein normales Geschlechtsleben zu führen. Er war nie verheiratet, er hatte nie eine Geliebte.

Um diesen Mangel zu kompensieren und eine Entschuldigung für sein Außenseitertum zu finden, flüchtete er sich in die Annahme, daß andere Menschen ihm unterlegen sind. Das mag vielleicht stimmen, soweit es seinen Verstand betrifft.

Aber es gibt noch viele andere Facetten der menschlichen Persönlichkeit, und nicht in allen ist er überlegen. Kein Mensch wird das jemals sein. Andere Menschen, wenn sie auch ihre Unterlegenheit in gewissen Belangen anerkennen, werden seinen Anspruch auf absoluten Vorrang nicht akzeptieren. Sie würden denken, daß er etwas seltsam, ja sogar lächerlich ist. Und das macht es für Ralson nur noch notwendiger zu beweisen, wie armselig und unterlegen die Spezies Mensch ist. Und wie kann er das besser bewerkstelligen, als sich eine Theorie zu-rechtzuzimmern, die besagt, daß die Menschen nur Bakterien sind, mit denen andere, höhere Geschöpfe experimentieren. Und sein Selbstmordimpuls ist nichts anderes als eine wilde Sehnsucht, sich von allem, was menschlich ist, zu lösen, die Identifizierung mit dieser jämmerlichen Spezies zu beenden. Verste-

hen Sie, was ich meine?«

Grant nickte.

»Der arme Kerl.«

»Ja, er ist bedauernswert. Wenn seine Kindheit anders verlaufen wäre ... Nun, es wird das Beste für Dr. Ralson sein, wenn er in keinen Kontakt mit den anderen Männern hier kommt. Er ist zu krank, als daß man ihn den anderen Wissenschaftlern anvertrauen könnte. Sie werden der einzige sein, der ihn sieht und mit ihm spricht. Dr. Ralson hat sich damit einverstanden erklärt. Er denkt offensichtlich, daß Sie nicht ganz so dumm sind wie die anderen.«

Grant lächelte schwach.

»Gut, ich werde tun, was Sie sagen.«

»Sie müssen natürlich sehr vorsichtig sein. Sprechen Sie mit ihm nur über die Arbeit, über nichts anderes. Sollte er freiwillig von seinen Theorien erzählen, was ich bezweifle, so sagen Sie irgend etwas Unverbindliches und lassen ihn dann allein. Und sorgen Sie dafür, daß jeder spitze oder scharfe Gegenstand aus seiner Nähe entfernt wird. Ebenso darf er an kein Fenster herankommen. Versuchen Sie immer, seine Hände zu beobachten. Sie müssen mich verstehen. Ich lasse meinen Patienten in Ihrer Obhut. Sie sind für ihn verantwortlich, Dr. Grant.«

»Ich werde mein Bestes tun, Dr. Blaustein.«

Zwei Monate lang wohnte Ralson in einer Ecke von Grants Office, und Grant wohnte bei ihm. Vor den Fenstern waren Gitter angebracht worden. Alle höl-

zernen Einrichtungsgegenstände waren entfernt und durch weich gepolsterte Sofas ersetzt worden. Wenn Ralson nachdachte, lag er auf einer Couch und wenn er rechnete, saß er auf einem Kissen und schrieb an einem Schreibtisch, der ebenfalls aus weichen Kissen bestand.

Vor dem Büro war die Aufschrift ›Bitte nicht eintreten‹ angebracht worden. Grant brachte das Essen. Der anschließende Aufenthaltsraum war für jeden privaten Gebrauch gesperrt worden, und die Tür zwischen den beiden Räumen hatte man zugemauert. Grant war dazu übergegangen, sich elektrisch zu rasieren, damit Ralson nicht durch ein Rasiermesser auf dumme Gedanken kommen konnte. Er vergewisserte sich, daß Ralson jeden Abend Schlaftabletten schluckte, und wartete, bis er eingeschlafen war, bevor er selbst schlief.

Wenn Ralson die Forschungsberichte las, die ihm ständig gebracht wurden, so beobachtete Grant ihn unauffällig. Nach der Lektüre ließ Ralson die Papiere zu Boden fallen und beschattete die Augen mit der Hand.

»Ist irgend etwas?« fragte Grant.

Ralson schüttelte den Kopf.

»Während des Schichtwechsels werde ich dafür sorgen, daß das Gebäude völlig leer ist. Sie müßten sich einmal die Versuchsanordnungen ansehen, die wir aufgebaut haben.«

Sie gingen durch die erhellten, leeren Räume, Hand in Hand. Sie gingen immer Hand in Hand.

Grants Griff war fest. Aber danach schüttelte Ralson noch immer den Kopf.

Ein halbes dutzendmal begann er zu schreiben, kritzelte ein wenig auf dem Papier herum und warf dann die Kissen beiseite.

Bis er schließlich wieder einmal zu schreiben begann und blitzschnell ein halbes Blatt Papier vollschrieb. Automatisch trat Grant näher. Ralson blickte auf und bedeckte das Papier mit seiner zitternden Hand.

»Rufen Sie Blaustein an!« sagte er.

»Was?«

»Ich sagte, Sie sollen Blaustein anrufen. Er soll hierherkommen! Sofort!«

Grant ging zum Telefon. Ralson schrieb immer rascher. Er hielt nur ab und zu inne, um sich mit der Hand über die feuchte Stirn zu wischen. Dann blickte er auf und fragte mit gebrochener Stimme: »Kommt er?«

Grant musterte ihn besorgt.

»Er ist nicht in seinem Büro.«

»Rufen Sie bei ihm zu Hause an! Oder sonstwo! Rasch, verlieren Sie keine Zeit!«

Grant wandte sich wieder dem Telefon zu, und Ralson nahm ein zweites Blatt Papier. Fünf Minuten später sagte Grant: »Er kommt. Ist etwas nicht in Ordnung? Sie sehen krank aus.«

»Keine Zeit – kann nicht reden ...«, erwiderte Ralson dumpf.

Er schrieb, kritzelte, skizzierte. Seine Hand schien

seinen Gedankengängen kaum folgen zu können.

»Diktieren Sie!« sagte Grant. »Ich werde schreiben.«

Ralson wehrte ab. Mit der Linken umklammerte er sein rechtes Handgelenk, schob die Hand über das Blatt Papier, als wäre sie ein Stück Holz. Dann brach er über den Papieren zusammen.

Grant zog die Blätter unter Ralsons Brust hervor und bettete den Bewußtlosen auf die Couch. Besorgt beugte er sich über ihn, als Blaustein eintraf.

»Was ist passiert?« Der Psychiater trat an Grants Seite.

»Ich glaube, er lebt noch«, erwiderte Grant. Aber inzwischen hatte das Blaustein bereits selbst festgestellt. Grant erzählte ihm, was geschehen war. Mit einer Injektion rief der Psychiater Ralson ins Bewußtsein zurück. Die Augen des Kranken glänzten unnatürlich, als er sie aufschlug. Er stöhnte.

»Ralson!« sagte Blaustein eindringlich.

Blindlings griff Ralson nach der Hand des Psychiaters.

»Doktor, nehmen Sie mich wieder mit.«

»Das werde ich tun. Haben Sie herausgefunden, wie das Kraftfeld funktionieren könnte?«

»Es steht alles in den Papieren.«

Grant überflog skeptisch Ralsons Aufzeichnungen.

»Es ist nicht alles«, sagte Ralson mit schwacher Stimme. »Ich kann nicht alles aufschreiben. Den Rest müssen Sie selbst herausfinden. Nehmen Sie mich mit, Doktor.«

»Warten Sie!« sagte Grant. Hüsternd wandte er sich an Blaustein. »Können Sie ihn nicht hierlassen, bis wir seine Berechnungen überprüft und genau untersucht haben? Ich kann im Moment nichts damit anfangen. Es ist fast unleserlich. Fragen Sie ihn doch, was er damit meint!«

»Fragen Sie mich«, sagte Ralson. Er hatte von seiner Couch aus das Gespräch mitangehört. Seine weitgeöffneten Augen funkelten. Die beiden Männer drehten sich zu ihm herum.

»Sie wollen kein Kraftfeld«, sagte Ralson. »Sie, die Experimentatoren! Solange ich den Dingen nicht wirklich auf der Spur war, passierte nichts. Aber dieser Gedanke, da auf den Papieren, kaum daß ich ihn dreißig Sekunden lang verfolgt habe, da spürte ich – spürte ich – Doktor ...«

»Was spürten Sie?« fragte Blaustein.

»Ich bin tiefer in das Penizillin eingedrungen«, flüsterte Ralson. »Ich fühlte, wie ich hineinglitt, und je weiter ich den Gedanken verfolgte, um so tiefer drang ich in das Penizillin ein. Noch nie war ich – so tief drin gewesen. Und deshalb weiß ich, daß ich auf der richtigen Spur bin. Nehmen Sie mich mit, Doktor.«

»Ich muß ihn mitnehmen, Grant«, sagte Blaustein mit fester Stimme. »Ich habe keine andere Wahl. Wenn Sie aus seinen Aufzeichnungen klug werden, ist es gut. Wenn nicht, kann ich Ihnen auch nicht helfen. Dieser Mann kann jetzt nicht weiterarbeiten. Es würde seinen Tod bedeuten. Verstehen Sie das?«

»Aber es ist doch völlig unmöglich und unlogisch, daß er daran stirbt«, warf Grant ein.

»Mag sein. Aber spielt es eine Rolle, woran er stirbt?«

Ralson war wieder bewußtlos und hörte nichts mehr. Grant bückte ihn ernst an.

»Gut, nehmen Sie ihn mit.«

Mürrisch betrachteten zehn der qualifiziertesten Wissenschaftler des Instituts die leuchtende Filmlewand, über die ein Dia nach dem anderen glitt. Grant beobachtete sie stirnrunzelnd.

»Ich denke, die Idee ist einfach genug«, sagte er. »Sie sind Mathematiker und Ingenieure. Die Aufzeichnungen mögen unsinnig wirken, aber es steht eine Bedeutung dahinter. Irgendwo in diesem Gekritzel muß sie zu finden sein, wenn es auch noch so wirr aussieht. Die erste Seite ist klar genug und kann als Anhaltspunkt dienen. Jeder von Ihnen wird sich die Papiere immer wieder ansehen, jede mögliche Version untersuchen. Sie werden unabhängig voneinander arbeiten. Keiner soll die Gedanken des anderen beeinflussen.«

»Wie können Sie wissen, daß das überhaupt etwas bedeutet, Grant?« fragte einer der Männer.

»Weil es sich um Ralsons Aufzeichnungen handelt.«

»Ralson! Ich dachte, er sei ...«

»Sie dachten, er sei krank.« Grant mußte die Stimme heben, um das immer lauter werdende Ge-

murmeln zu übertönen. »Ich weiß. Er ist krank. Dies sind die Aufzeichnungen eines Mannes, der knapp dem Tod entronnen ist. Das ist alles, was Ralson uns noch geben konnte. Wir haben nichts mehr von ihm zu erwarten. Irgendwo in diesen Aufzeichnungen liegt die Lösung unseres Problems. Wenn wir sie nicht finden, werden wir noch zehn Jahre verschwenden müssen, um sie anderswo zu suchen.«

Sie machten sich an die Arbeit. Die Nacht verstrich. Zwei Nächte verstrichen. Drei Nächte ...

Grant prüfte die Ergebnisse. Er schüttelte den Kopf.

»Ich kann Ihnen versichern, daß hier irgendwo ein Zusammenhang besteht. Aber ich kann ihn nicht sehen.«

Lowe, nach Ralson der beste Nuklear-Ingenieur des Instituts, zuckte mit den Schultern.

»Ich werde nicht ganz schlau daraus. Wenn seine Theorie wirklich funktionieren soll, dann geht daraus jedenfalls nicht hervor, auf welche Weise.«

»Er hatte keine Zeit mehr, das zu erklären. Können Sie den Generator so aufbauen, wie er es angegeben hat?«

»Ich kann es versuchen.«

»Könnten Sie auch die anderen Versionen auf diesen Papieren überprüfen?«

»In den anderen sehe ich keinen Zusammenhang.«

»Würden Sie es bitte noch einmal versuchen?«

»Wenn Sie es wünschen.«

»Und könnten Sie auf jeden Fall mit der Konstruk-

tion beginnen?«

»Das kann ich tun. Aber ich sage Ihnen ganz offen, daß ich sehr pessimistisch bin.«

»Ich weiß. Mir geht es nicht anders.«

Die Arbeit machte Fortschritte. Hal Ross, der dienstälteste Mechaniker, war mit der praktischen Konstruktion betraut worden. Schon seit Nächten verzichtete er auf seinen Schlaf. Zu jeder Tages- oder Nachtstunde beugte er sich über seine Arbeit.

»Was ist das, Dr. Lowe? So etwas habe ich noch nie gesehen. Was soll das denn bedeuten?«

»Sie wissen doch, daß hier keine Fragen gestellt werden sollen. Fragen Sie nicht mehr.«

Ross stellte keine Fragen mehr. Die Konstruktion, die er errichtete, mißfiel ihm absolut. Aber er arbeitete weiter.

Eines Tages rief Blaustein an.

»Wie geht es Ralson?« fragte Grant.

»Nicht gut. Er will den ersten Test des Projektors miterleben.«

»Das sollten wir ihm erlauben«, sagte Grant zögernd. »Immerhin handelt es sich um seine Erfindung.«

»Ich müßte mit ihm kommen.«

»Das ist gefährlich«, sagte Grant unglücklich. »Immerhin experimentieren wir mit ungeheuren Energien.«

»Es ist für uns nicht gefährlicher als für Sie.«

»Also gut. Die Liste der Zuschauer wird von der

Kommission und vom FBI überprüft, aber ich werde versuchen, Sie zu nominieren.«

Blaustein betrachtete den Projektor, der in der Mitte des riesigen Versuchslaboratoriums aufgebaut war. Alle anderen Maschinen waren entfernt worden. Es gab keine sichtbare Verbindung mit der Atomkraftanlage, die als Energiequelle diente, aber den Gesprächsfetzen, die der Psychiater aufschnappte, konnte er entnehmen, daß der Projektor von unten mit Atomenergie versorgt wurde. Ralson hatte er nicht fragen wollen.

Zuerst waren die Besucher um die Maschine herumgestanden und hatten sich in einem für Blaustein unverständlichen Vokabular unterhalten. Jetzt zogen sie sich zurück, und die Galerie füllte sich. Auf der gegenüberliegenden Seite saßen drei Generäle und eine ganze Reihe niederer militärischer Dienstgrade. Blaustein suchte nach einem abgelegenen Platz. Ralson zuliebe.

»Wollen Sie wirklich bleiben?« fragte er ihn.

Es war sehr warm im Laboratorium. Trotzdem trug Ralson einen Mantel und hatte den Kragen hochgeklappt. Aber Blaustein wußte, daß das unnötig war. Er bezweifelte, daß irgendeiner von Ralsons früheren Bekannten den Ingenieur wiedererkannt hätte.

»Ich will bleiben«, sagte Ralson.

Blaustein war zufrieden. Er wollte selbst den Versuch sehen. Er drehte sich um, als eine Stimme hinter

ihm ertönte.

»Hallo, Dr. Blaustein.«

Sekundenlang wußte Blaustein nicht, wen er vor sich hatte, doch dann sagte er: »Ah, Inspektor Darrity? Was machen denn Sie hier?«

»Das können Sie sich doch denken.« Der Inspektor zeigte auf die Zuschauer. »Man kann nie sicher sein, ob sich nicht doch ein Unbefugter eingeschlichen hat. Man muß immer mit einem unvorhergesehenen Zwischenfall rechnen. »Er warf sein Taschenmesser in die Luft und fing es geschickt wieder auf.

»Natürlich«, sagte Blaustein. »Wo gibt es schon vollkommene Sicherheit? Wer kann schon seinem eigenen Unterbewußtsein trauen? Und jetzt wollen Sie also mich beobachten?«

»Vielleicht.« Darrity lächelte. »Sie waren doch ganz versessen darauf, hier hereinzukommen, nicht wahr?«

»Nicht meinetwegen, Inspektor. Und würden Sie bitte dieses Messer wegstecken?«

Überrascht folgte Darrity Blausteins Blick. Er steckte das Messer ein und musterte Blausteins Begleiter etwas genauer. Dann stieß er einen leisen Pfiff aus.

»Hallo, Dr. Ralson«, sagte er.

»Hallo«, krächzte Ralson.

Darritys Reaktion überraschte Blaustein nicht. Ralson hatte zwanzig Pfund abgenommen, nachdem er wieder ins Sanatorium zurückgekehrt war. Sein

Gesicht war gelb und faltig. Es war das Gesicht eines Mannes, der von heute auf morgen sechzig Jahre alt geworden war.

»Wird der Versuch bald beginnen?« fragte Blaustein.

»Es sieht so aus, als ob sie jetzt anfangen«, erwiderte Darrity. Er wandte sich ab und beugte sich über das Geländer der Galerie. Blaustein nahm Ralsons Ellbogen und wollte ihn beiseite führen, aber Darrity sagte leise: »Bleiben Sie hier, Doktor. Ich will nicht, daß Sie herumspazieren.«

Blaustein ließ seine Blicke über die Zuschauer schweifen. Die Männer sahen aus, als seien sie halb zu Stein erstarrt. Er konnte Grant sehen, groß und hager. Langsam hob er seine Hand, um sich eine Zigarette anzuzünden, doch dann schien er es sich anders zu überlegen und steckte Zigarette und Feuerzeug in die Hosentasche. Die jungen Männer an den Schalttafeln warteten angespannt.

Dann ertönte ein leises Summen, und der schwache Geruch von Ozon erfüllte die Luft.

»Sehen Sie!« sagte Ralson barsch. Blaustein und Darrity folgten mit den Augen dem ausgestreckten Zeigefinger. Der Projektor schien zu flackern. Erhitzte Luft schien zwischen der Maschine und den Männern zu zittern. Eine Eisenkugel, die wie ein Pendel hin- und herschwang, senkte sich durch das Flimmern herab.

»Es wird langsamer, nicht wahr?« fragte Blaustein erregt.

Ralson nickte.

»Sie messen das Anschwellen der Energie, um den Verlust der Triebkraft berechnen zu können. Diese Idioten! Ich sagte ihnen doch, daß es funktionieren würde.« Das Sprechen bereitete ihm offensichtlich Schwierigkeiten.

»Sehen Sie nur ganz ruhig zu, Dr. Ralson«, sagte Blaustein. »Ich würde mich nicht mehr grundlos aufregen.«

Das Pendel hörte auf zu schwingen und wurde hochgezogen. Das Flackern auf dem Projektor wurde stärker, und wieder senkte sich die Eisenkugel. Der Vorgang wiederholte sich noch mehrmals, und jedesmal endete das Schwingen des Pendels ruckhafter. Bald konnte man klar hören, wann es in das Flackern tauchte, und plötzlich sprang es zurück. Erst mit dumpfem Laut, als wenn es gegen Kalk geprallt wäre, dann klirrend, wie wenn Metall gegen Metall stößt.

Sie zogen das Pendel endgültig zurück. Der Projektor war von einem Schleier umgeben. Man konnte ihn kaum mehr sehen. Grant gab eine Anordnung, und plötzlich wurde der Ozongeruch scharf und beißend. Die Zuschauer schrien auf. Ein Dutzend Finger wiesen zur Mitte des Raumes.

Blaustein beugte sich über das Geländer. Er war genauso erregt wie die anderen. An der Stelle, wo noch vor kurzem der Projektor gestanden hatte, befand sich nun ein halbkugelförmiger Spiegel von vollkommener Klarheit und Schönheit. Blaustein

konnte sich selbst darin sehen, einen kleinen Mann, der auf einem kleinen Balkon stand. Das Geländer des Balkons schwang sich auf jeder Seite kurvenförmig nach unten. Er konnte die fluoreszierenden Lichter sehen, die der Spiegel in glühenden Punkten zurückwarf.

»Sehen Sie, Ralson!« schrie er. »Die Energie wird reflektiert. Der Projektor wirft Lichtwellen zurück wie ein Spiegel. Ralson ...« Er wandte sich um. »Inspektor, wo ist Ralson?«

»Was?« Darrity fuhr herum. »Ich habe ihn nicht gesehen.« Aufgeregt blickte er um sich. »Er kann das Laboratorium nicht verlassen. Niemand kann hier heraus. Suchen Sie auf der anderen Seite.« Und dann fuhr seine Hand zum Oberschenkel, kramte in der Hosentasche. »Mein Messer ist verschwunden!«

Blaustein fand ihn. Er war in Hal Ross' kleinem Büro. Man konnte es vom Balkon aus erreichen, und an diesem Tag war es leer. Ross befand sich nicht einmal unter den Zuschauern. Für einen erfahrenen Mechaniker war es nicht nötig zuzusehen. Aber sein Büro war gerade geeignet, um den langen Kampf gegen einen Selbstmord zu beenden.

Blaustein blieb eine schreckliche Sekunde lang in der Tür stehen, dann wandte er sich ab. Er sah Darrity aus einem der anderen Büros treten, winkte ihm zu, und der Inspektor lief zu ihm.

Grant zitterte vor Erregung. Aus zwei Zigaretten hatte er je zwei Züge genommen und sie dann auf dem

Fußboden zertreten. Jetzt drehte er die dritte zwischen den Fingern.

»Das ist besser, als wir zu hoffen wagten«, sagte er. »Morgen machen wir den Schlußtest. Ich weiß zwar schon jetzt, wie er ausfallen wird, aber wir haben ihn geplant und werden ihn auch durchführen. Wir lassen die kleineren Waffen aus und fangen gleich mit den Raketenrohren an. Oder vielleicht auch nicht. Man müßte eine spezielle Testvorrichtung konstruieren, um die Querschläger abzufangen.« Er warf seine dritte Zigarette zu Boden.

»Wir müssen die Wirkung der Atombombe testen«, sagte ein General.

»Natürlich. Wir haben schon Pläne für eine Versuchsstadt entworfen. Wir stellen mitten drin einen Generator auf und werfen eine Bombe. In der Stadt werden Tiere sein.«

»Und Sie glauben wirklich, daß wir mit diesem Kraftfeld einen wirksamen Schutz gegen die Atombombe haben?«

»Nicht nur das, General. Bevor die Bombe geworfen wird, wird nichts von dem Kraftfeld zu sehen sein. Die Strahlung des Plutoniums versorgt das Feld erst kurz vor der Explosion mit Energie. So wie hier bei der letzten Stufe des Tests. Das ist das Wesentliche.«

»Die Sache hat aber auch Nachteile«, sagte ein Professor aus Princeton. »Wenn das Feld voll geladen ist, wird alles darunter in totale Finsternis gehüllt, zumindest, soweit das Licht von der Sonne ausgeht. Außerdem stört es mich, daß der Feind

harmlose Raketengeschosse abfeuern kann, um das Feld immer wieder in volle Ladung zu versetzen. Es wäre sehr unangenehm, wenn unsere Atomkraftanlage auf diese Weise verzehrt würde.«

»Auch diese Schwierigkeiten wird man beseitigen können, jetzt nachdem das Hauptproblem gelöst ist«, sagte Grant.

Ein Brite trat auf Grant zu und schüttelte ihm die Hand.

»Meine Sorge um London ist zwar kleiner geworden, aber ich wünschte, Ihre Regierung würde uns die gesamten Pläne zur Verfügung stellen. Was ich bis jetzt gesehen habe, erscheint mir genial. Sicher, jetzt kommt uns alles ganz selbstverständlich vor. Aber wie konnte ein Mensch jemals auf diese Idee kommen?«

Grant lächelte.

»Dr. Ralsons Entwürfe ...«

Er drehte sich um, als eine Hand seine Schulter berührte.

»Dr. Blaustein! Sie habe ich ganz vergessen. Kommen Sie, ich muß mit Ihnen sprechen.« Er zog den kleinen Psychiater beiseite und flüsterte: »Hören Sie, könnten Sie Ralson dazu überreden, daß er sich diesen Leuten vorstellen läßt? Heute ist doch der Tag seine Triumphes.«

»Ralson ist tot«, sagte Blaustein.

»Was?«

»Könnten Sie Ihre Gäste für einige Zeit allein lassen?«

»Ja – ja ... Gentlemen, bitte entschuldigen Sie mich für ein paar Minuten.«

Er eilte mit Blaustein davon.

Die Polizei hatte sich bereits eingeschaltet. Die Beamten riegelten Ross' Büro ab. Vor der Tür diskutierte die erregte Menge das Wunder der Wissenschaft, das sie soeben miterlebt hatte. Man wußte nicht, daß der Schöpfer dieses Wunders tot war. Die Beamten wichen zur Seite, um Grant und Blaustein einzulassen. Die Tür schloß sich hinter ihnen.

Grant hob das Leichentuch.

»Er sieht zufrieden aus.«

»Ich würde sagen – glücklich«, sagte Blaustein.

»Die Selbstmordwaffe war mein eigenes Messer«, sagte der totenbleiche Darrity. »Es war meine Nachlässigkeit. Ich werde es melden.«

»Nein«, sagte Blaustein. »Das wäre sinnlos. Er war mein Patient, und ich war für ihn verantwortlich. Er hätte keinesfalls mehr länger als eine Woche gelebt. Seit er den Projektor erfunden hat, schritt er unaufhaltsam dem Tod entgegen.«

»Muß eigentlich die ganze Geschichte in den polizeilichen Akten auftauchen?« fragte Grant. »Können wir nicht seinen Wahnsinn in Vergessenheit geraten lassen?«

»Ich fürchte, das wird nicht möglich sein, Dr. Grant«, sagte der Inspektor.

»Ich habe ihm alles erzählt«, sagte Blaustein traurig.

Grant blickte von einem zum anderen.

»Ich werde mit dem Polizeipräsidenten sprechen. Ich gehe auch zum Präsidenten der Vereinigten Staaten, wenn es notwendig ist. Ich verstehe nicht, warum man den Selbstmord oder den Wahnsinn Ralsons erwähnen muß. Warum muß ein Schatten auf seinen Ruhm fallen?«

»Er hat einen Brief hinterlassen«, sagte Blaustein.

»Einen Brief?«

Darrity reichte Grant ein Blatt Papier und sagte: »Das tun fast alle Selbstmörder. Dieser Brief ist der Grund, warum der Doktor mir erzählt hat, was Ralson wirklich getötet hat.«

Der Brief war an Blaustein gerichtet und lautete:

Der Projektor funktioniert. Ich wußte es. Der Handel ist beendet. Sie haben erreicht, was Sie wollten, und Sie brauchen mich jetzt nicht mehr. Also werde ich gehen. Sie müssen sich keine Sorgen mehr um die Menschheit machen, Doktor. Sie haben recht. Sie haben zu lange mit uns experimentiert, sie haben uns zu viele Chancen gelassen. Jetzt haben wir das Penizillin durchbrochen, sie können uns nicht mehr stoppen. Ich weiß es. Das ist alles, was ich sagen kann. Ich weiß es.

Dann folgte Ralsons rasch hingeworfener Namenszug, und darunter befand sich noch eine dick unterstrichene Zeile.

Vorausgesetzt, daß genug Menschen dem Penizillin Widerstand leisten können.

Grant wollte schon das Papier zerknüllen, aber Darrity streckte rasch die Hand aus.

»Für die Akten, Doktor.«

Grant gab ihm den Brief.

»Der arme Ralson! Er starb im Glauben an diesen ganzen Unsinn.«

Blaustein nickte.

»Ja. Ralson wird ein großes Begräbnis haben, nehme ich an, und die Öffentlichkeit wird nichts von seinem Wahnsinn und seinem Selbstmord erfahren. Aber die Regierung wird sich für seine verrückten Theorien interessieren. Vielleicht sind sie gar nicht so verrückt, nicht wahr, Mr. Darrity?«

»Das ist doch lächerlich, Doktor«, sagte Grant. »Kein einziger Wissenschaftler hier hat jemals Selbstmordgedanken gehabt.«

»Erzählen Sie es ihm, Mr. Darrity«, sagte Blaustein.

»Es hat noch einen Selbstmord gegeben«, sagte der Inspektor. »Nein, nein, es war kein Wissenschaftler. Jedenfalls kein graduerter. Es passierte diesen Morgen, und wir nahmen an, daß der Selbstmord mit dem heutigen Test zusammenhing. Vorerst schien nichts darauf hinzuweisen, und wir schwiegen, bis der Test vorüber war. Aber jetzt sind die Zusammenhänge wohl klar. Der Tote war ein Mann mit Frau und drei Kindern. Er hatte keinen Grund, Selbstmord zu begehen. Er war nicht geisteskrank. Er hat sich unter ein Auto geworfen. Es wurde von mehreren Zeugen bestätigt, daß er es mit Absicht getan haben muß. Er starb nicht sofort, und man holte einen Arzt. Er war schrecklich zugerichtet, und seine letzten

Worte lauteten: »Jetzt fühle ich mich viel besser.«
Und dann starb er.«

»Wer war es?« schrie Grant.

»Hal Ross. Der Mechaniker, der den Projektor gebaut hat. Der Mann, in dessen Büro wir hier stehen.«

Blaustein ging zum Fenster. Am dunklen Abendhimmel zeigten sich die ersten Sterne.

»Der Mann wußte nichts von Ralsons Gedanken. Er hat nie mit Ralson gesprochen. Vielleicht sind die Wissenschaftler widerstandsfähiger als andere Menschen. Sie müssen es sein, sonst wären sie gezwungen, ihren Beruf aufzugeben. Ralson war eine Ausnahme. Er war zu sensibel, um sich gegen das Penizillin wehren zu können. Sie wissen, was mit ihm geschehen ist. Aber was ist mit den anderen? Mit den Sensiblen, die nur überlebt haben, weil sie bisher nicht konsequent und konstant vernichtet wurden? Wieviele Menschen werden dem Penizillin Widerstand leisten können?«

»Sie glauben an Ralsons verrückte Theorien?«
fragte Grant mit schreckgeweiteten Augen.

»Ich weiß es nicht genau.«

Blaustein blickte zu den Sternen auf.

Wo waren sie, die Experimentatoren?

Der Todeskanal

1950 brach der Korea-Krieg aus. Es war eine schreckliche Zeit, fast so schrecklich wie die heutige. Ich will Ihnen nicht verheimlichen, daß Othellos Worte von ›Glanz, Pracht, Pomp und Rüstung des glorreichen Kriegs‹ mich nicht begeistern kann.

Der Zweite Weltkrieg bildet eine Ausnahme. Damals konnte man sich noch an Ideale klammern. Wir kämpften gegen das Böse an sich, und das erhob diesen Krieg über jede Nieder-mit-dem-Feind-Routine. Und außerdem bewegte uns die begründete Hoffnung, daß nach dem Krieg eine Weltorganisation ins Leben gerufen werden könnte, die jeden weiteren Krieg verhindern würde.

Die Euphorie jener Tage, als der Krieg zu Ende und die Vereinten Nationen gegründet waren, hielt nicht lange an. Der Korea-Krieg machte alle großen Hoffnungen zunichte.

Vielleicht glauben Sie, daß wir Science-Fiction-Autoren besser dran sind als andere Menschen. Wir können in andere Welten entfliehen, in den Raum vordringen und alle erdgebundenen Probleme hinter uns lassen. Aber ganz so einfach ist es nicht. Es ist schwieriger, als Sie glauben, sich von der Wirklichkeit zu lösen, und als ich damals, in den Tagen des Korea-Krieges, in meinem Raumschiff zu den Sternen floh, was fand ich da? Einen interstellaren Krieg.

Ich konnte der Wirklichkeit nicht entkommen!

Noch etwas: Vor den Tagen des Fernsehens gab es etwas, das sich Radio nannte. Um 1960 konnte man ziemlich viele Science-Fiction-Sendungen hören. Im Radio war es nicht so kompliziert und teuer, Science-Fiction-Sendungen real erscheinen zu lassen wie im Fernsehen. Mit Geräuscheffekten kann man nahezu alle Illusionen zaubern, die der Hörer dann vor seinem geistigen Auge sieht.

Die Programme, Zweitausend plus< und >Dimension X<, wurden unglücklicherweise von nur wenigen reklamewilligen Firmen unterstützt beziehungsweise finanziert, und so wurden sie bald eingestellt. Trotzdem war die Angelegenheit für mich recht befriedigend. Immerhin wurden nicht weniger als drei meiner Erzählungen gesendet. Eine davon war >Und Finsternis wird kommen ...<, und eine andere war >Der Todeskanal<.

In der Radio-Version dieser Story wurde Mullen von einem Schauspieler mit einer sehr eindrucksvollen Stimme gesprochen. Sie klang trocken, zurückhaltend, leidenschaftslos und sanft. Es war genau Mullens Stimme. Als das Fernsehen aufkam, sah ich das Gesicht dieser Stimme, und es war genau Mullens Gesicht.

Es freut mich, daß ich jedesmal, wenn ich ihn sehe, sagen kann: »Das ist Mullen«, obwohl er ziemlich groß ist. Mullen ist die einzige meiner Gestalten, die ich jemals in Fleisch und Blut gesehen habe, und ich habe nie versucht, den Namen dieses Schauspielers herauszufinden. Für mich soll er Mullen bleiben.

Colonel Anthony Windham konnte sogar in der Kabine, in die man ihn und die anderen Passagiere geführt hatte, feststellen, wie der Kampf weiter verlief. Eine Zeitlang herrschte Stille. Keine Erschütterungen waren zu spüren. Das bedeutete, daß die Raumschiffe in astronomischen Entfernungen gegeneinander kämpften, sich ein Duell von Energieexplosionen und gewaltiger Kraftfeld-Verteidigung lieferten.

Er wußte, daß es nur einen möglichen Ausgang des Kampfes gab. Die Erdenbewohner hatten nur ein bewaffnetes Handelschiff, und der kurze Blick, den er auf den Feind hatte werfen können, bevor die Mannschaft ihn vom Deck des Schiffes vertrieben hatte, war entmutigend gewesen. Kloro hatte einen Kreuzer entsandt.

Nach einer halben Stunde wurde das Erdenschiff von den harten kleinen Stößen erschüttert, auf die er gewartet hatte. Die Passagiere schwankten hin und her, als das Schiff stampfte und fierte wie ein Ozeandampfer im Sturm. Aber der Weltraum war ruhig und still wie zuvor. Der Pilot jagte verzweifelte Energieströme durch die Röhren, die das Schiff taumeln ließen. Das konnte nur bedeuten, daß das Unvermeidliche passiert war. Die Abschirmung des Erdenschiffes war durchbrochen, und es konnte keinem direkten Treffer widerstehen.

Colonel Windham versuchte mit Hilfe seines Aluminiumstockes Haltung zu bewahren. Er dachte daran, daß er ein alter Mann war. Er hatte sein Leben

beim Militär verbracht und hatte noch nie eine Schlacht gesehen. Und jetzt, als um ihn herum der Kampf tobte, war er alt und fett und lahm, und kein einziger Soldat stand unter seinem Kommando.

Diese Kloro-Monstren würden bald an Bord kommen. Das war ihre Kampfmethode. Ihre Raumanzüge bedeuteten zwar ein Handikap für sie, und sie mußten mit zahlreichen Verlusten rechnen, aber sie wollten das Erdschiff haben. Wenn die Passagiere bewaffnet wären und ich sie anführen könnte, dachte er sekundenlang ...

Er verdrängte den Gedanken. Porter war offensichtlich das Herz vor Angst in die Hose gefallen, und dem jungen Burschen, diesem Leblanc, ging es kaum besser. Die unzertrennlichen Brüder Polyorketes drängten sich in eine Ecke und flüsterten miteinander. Und Mullen? Er saß hochaufgerichtet da, und sein Gesicht zeigte weder Anzeichen von Furcht noch sonstige Emotionen. Aber der Mann war nur etwa fünf Fuß groß, und zweifellos hatte er nie im Leben eine Waffe in der Hand gehalten. Er konnte nichts tun.

Und dann war da noch Stuart mit seinem frostigen Lächeln und seinem schrillen Sarkasmus, von dem alle seine Äußerungen nur so triefen. Windham musterte Stuart von der Seite. Die weißen Hände fuhren durch das sandfarbene Haar. Mit diesen Künstlerhänden war Stuart natürlich zu nichts zu gebrauchen.

Windham spürte die Vibration, als die beiden Schiffe zum Nahkampf übergingen. Innerhalb von

fünf Minuten dröhnte der Lärm der Schlacht durch die Korridore. Einer der Brüder Polyorketes schrie auf und rannte zur Tür.

»Warte, Aristides!« brüllte der andere und lief ihm nach. Es geschah blitzschnell. Aristides sprang durch die Tür und rannte in kopfloser Panik den Korridor entlang. Ein kurzes Aufglühen, dann verstummten die Schreie. Windham, der in der Tür stand, wandte entsetzt den Blick von den schwarzverkohnten Überresten Aristides'. Mit vereinten Kräften schleppten die Männer den Bruder des Toten in die Kabine zurück.

Der Lärm der Schlacht ließ nach.

»Sie werden zwei Mann an Bord schicken und uns auf einen ihrer Heimatplaneten bringen«, sagte Stuart. »Wir sind Kriegsgefangene.«

»Nur zwei Kloros werden an Bord bleiben?« fragte Windham erstaunt.

»Das ist bei ihnen so üblich. Warum fragen Sie, Colonel? Wollen Sie einen tapferen Stoßtrupp aufstellen, der das Schiff wieder zurückerobert soll?«

Windham lief rot an.

»Es war nur eine Frage.« Aber seiner Stimme fehlte die Würde und Autorität, um die er sich bemüht hatte. Das wußte er. Er war nur ein alter Mann mit einem lahmen Bein.

Und Stuart hatte wahrscheinlich recht. Er hatte bei den Kloros gelebt und kannte ihre Methoden.

John Stuart hatte behauptet, die Kloros seien Gentlemen. Vierundzwanzig Stunden der Gefangenschaft

waren bereits verstrichen, und jetzt wiederholte er seine Feststellung. Er krümmte die Finger und betrachtete die Falten, die in sanften Wellen über die Plastikhaut seiner Hände liefen. Die mißmutige Reaktion der anderen bereitete ihm Vergnügen. Die Menschen waren seiner Meinung nach dazu erschaffen worden, um gequält zu werden.

Da war zum Beispiel Anthony Windham. Colonel Windham nannte er sich, und Stuart war sogar gewillt, das zu glauben. Ein pensionierter Colonel, der vielleicht vor vierzig Jahren eine Heimwehrtruppe auf irgendeiner Dorfwiese gedrillt hatte. Er war so unbedeutend, daß man seine Dienste nicht einmal im äußersten Notfall des ersten interstellaren Krieges in Anspruch genommen hatte.

»Ich kann die Art nicht leiden, wie Sie über einen Feind sprechen, Stuart.« Windhams gestutzter Schnurrbart bebte entrüstet. Sein Kopf war nach letzter militärischer Mode glattrasiert, aber es zeigten sich bereits graue Stoppeln auf der Glatze. Die schlaff herabhängenden Wangen und die feinen roten Linien auf der dicken Nase gaben ihm irgendwie etwas Verlorenes, so als hätte man ihn zu unsanft und zu früh am Morgen geweckt.

»Unsinn«, sagte Stuart. »Denken Sie doch nur an unsere gegenwärtige Situation. Angenommen, ein Kriegsschiff der Erde hätte ein Linienschiff der Kloros gekapert. Was, glauben Sie, wäre mit den Zivilisten an Bord passiert?«

»Ich bin sicher, daß die Erde alle Regeln der inter-

stellaren Kriegführung einhalten würde«, sagte Windham steif.

»Leider gibt es keine solchen Regeln. Wenn wir eine Mannschaft auf einem ihrer Schiffe postieren würden, glauben Sie im Ernst, sie würde sich die Mühe machen, eine Chloratmosphäre zu schaffen, um den Kloros das Leben zu retten? Ihnen erlauben, ihr Eigentum zu behalten? Ihnen den bequemsten Aufenthaltsraum zur Verfügung stellen, et cetera, et cetera?«

»Halten Sie um Gottes willen den Mund«, sagte Ben Porter. »Wenn Sie noch einmal et cetera sagen, werde ich wahnsinnig.«

»Es tut mir leid«, sagte Stuart, was allerdings nicht stimmte.

Porter schien langsam den Verstand zu verlieren. Sein mageres Gesicht und seine Hakennase glänzten vor Schweiß, und er biß so lange auf der Innenseite seiner Wange herum, bis er plötzlich aufwimmerte. Er legte seine Zungenspitze an die Wunde, was ihm ein noch groteskeres Aussehen verlieh.

Stuart wurde es allmählich zu langweilig, seinen ätzenden Spott an diese Leute zu verschwenden. Windham war eine zu uninteressante Zielscheibe, und Porter konnte nichts anderes als sich winden. Der Rest der Versammlung schwieg. Demetrios Polyorketes vergrub sich in seine Trauer. Er schien die ganze letzte Nacht kein Auge zugetan zu haben. Wann immer Stuart sich auf die andere Seite gewälzt hatte, hatte er das dumpfe Gemurmel auf der Couch

neben sich gehört. Demetrios hatte viel gesagt, und immer wieder waren die klagenden Worte ertönt: »Oh, mein Bruder!«

Jetzt saß er benommen auf seiner Couch, die roten Augen in dem dunklen Gesicht rollten von einem Gefangenen zum anderen. Stuart sah, wie das Gesicht des Griechen in die schwieligen Hände sank, so daß nur das krause schwarze Haar zu sehen war. Sein Körper zuckte, aber jetzt, da alle wach waren, gab er keinen Laut von sich.

Claude Leblanc versuchte mit mäßigem Erfolg, einen Brief zu lesen. Er war der jüngste der sechs Männer. Soeben dem College entronnen, hatte er auf die Erde zurückkehren wollen, um zu heiraten. Stuart hatte am Morgen bemerkt, daß der Junge weinte. Sein blasses Gesicht war gerötet und fleckig gewesen, wie das eines Kindes, dem man sein Lieblingsspielzeug weggenommen hatte. Er war sehr hübsch, beinahe wie ein Mädchen. Er hatte große blaue Augen und volle Lippen, und Stuart fragte sich, was das wohl für ein Mädchen war, das diesem Jungen das Jawort gegeben hatte. Er hatte ihr Bild gesehen. Wer auf dem Schiff hatte das nicht? Sie war von jener ausdruckslosen Schönheit, die es so schwierig machte, die Photos von Bräuten voneinander zu unterscheiden. Stuart war jedenfalls der Ansicht, daß er sich einen etwas männlicheren Verlobten ausgesucht hätte, wenn er ein Mädchen wäre.

Blieb nur noch Randolph Mullen übrig. Stuart wußte nicht, was er von ihm halten sollte. Er war der

einzig der sechs Männer, der längere Zeit auf den Arkturischen Welten gelebt hatte. Stuart selbst zum Beispiel hatte sich nur kurz dort aufgehalten, gerade lang genug, um ein paar Vorlesungen über Astronautik an einem provinziellen Institut zu halten. Colonel Windham hatte eine gastronomische Reise zu den fernen Sternen gemacht. Porter wollte konzentrierte fremde Gemüsesorten für seine Konservenfabrik auf die Erde holen, und die Brüder Polyorketes hatten sich auf den Arkturischen Planeten als Gemüsegärtner versucht. Nach zwei ertragreichen Ernten hatten sie es aufgegeben, hatten all ihr Gemüse zu Schleuderpreisen auf den Markt geworfen und zur Erde zurückkehren wollen.

Aber Randolph Mullen war siebzehn Jahre lang im Arkturischen System gewesen. Es war seltsam, daß Reisende so schnell übereinander Bescheid wußten. So weit Stuart wußte, hatte der kleine Mann an Bord dieses Schiffes kaum gesprochen. Er war stets höflich, trat immer zur Seite, um die anderen vorbeigehen zu lassen, aber sein gesamtes Vokabular schien aus ›Vielen Dank‹ und ›Entschuldigen Sie, bitte‹ zu bestehen. Und trotzdem ging das Gerücht um, daß er seit sieben Jahren seinen ersten Flug zur Erde hatte unternehmen wollen.

Er war ein kleiner Mann, und er war so pedantisch, daß es einen fast irritierte. Jeden Morgen machte er ordentlich sein Bett, rasierte sich, badete und kleidete sich an. Die Gewohnheit langer Jahre schien sich nicht im mindesten von der Tatsache be-

eindrucken zu lassen, daß er jetzt ein Gefangener der Kloros war. Er ließ nicht erkennen, daß er die Schlamperei der anderen mißbilligte. Er saß ganz einfach da, in seinen überkonservativen Anzug gepackt, die Hände im Schoß gefaltet, und schien für seine Gegenwart um Entschuldigung zu bitten. Dem dünnen Bart auf seiner Oberlippe gelang es keineswegs, seinem Gesicht etwas mehr Charakter zu verleihen, sondern betonte noch seine Affektiertheit.

Er sah aus wie die Karikatur eines Buchhalters. Und das Merkwürdige war, daß er tatsächlich Buchhalter war. Stuart hatte es in der Passagierliste gelesen – Randolph Fluellen Mullen, Beruf: Buchhalter, beschäftigt bei Prime Paper Box & Co, 27 Tobias Avenue, New Warsaw, Arkturus II.

»Mr. Stuart?«

Stuart blickte auf. Es war Leblanc. Seine Unterlippe zitterte leicht. Stuart versuchte, seinem Gesicht einen milden Ausdruck zu geben.

»Was ist, Leblanc?«

»Wann wird man uns freilassen?«

»Wie soll ich das wissen?«

»Sie haben doch auf einem Kloro-Planeten gelebt, und vorhin sagten Sie, die Kloros seien Gentlemen.«

»Nun ja. Aber auch Gentlemen wollen Kriege gewinnen. Wahrscheinlich wird man uns während des ganzen Krieges gefangenhalten.«

»Aber das kann doch Jahre dauern! Margaret wartet. Sie wird glauben, ich bin tot.«

»Ich nehme an, sie werden uns erlauben, der Erde eine Nachricht zukommen zu lassen, sobald wir auf einem ihrer Planeten gelandet sind.«

Porter mischte sich mit heiserer, aufgeregter Stimme ein.

»Wenn Sie über diese Teufel schon so gut Bescheid wissen, dann sagen Sie uns wenigstens, was Sie mit uns während der Gefangenschaft machen werden? Was werden sie uns zu essen geben? Werden sie uns genug Sauerstoff geben? Sie werden uns töten, sage ich Ihnen.« Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Auch meine Frau wartet auf mich.«

Stuart hatte Porter vor dem Angriff über seine Frau sprechen hören, und deshalb machte diese letzte Feststellung keinen sonderlichen Eindruck auf ihn. Porters abgebissene Fingernägel krallten sich in Stuarts Hemdkragen. Stuart riß sich angewidert los. Er konnte die Berührung dieser häßlichen Hände nicht ertragen. Es erfüllte ihn beinahe mit Verzweiflung, daß diese Monstren wirklich waren, während seine eigenen, perfekt geformten Hände täuschend echt wirkende Imitationen aus Plastik von einem fremden Planeten waren.

»Sie werden uns nicht töten«, sagte er. Wenn sie das wirklich im Sinn hätten, wäre es längst geschehen. Auch wir halten Kloros in Kriegsgefangenschaft. Und es leuchtet also jedem ein, daß man seine Gefangenen anständig behandelt, wenn man will, daß auch die andere Seite dasselbe tut. Es ist also nur zu ihrem Besten, wenn sie nett zu uns sind. Das Essen

wird nicht besonders gut sein, aber sie sind hervorragende Chemiker. Sie wissen genau, welche Nahrungsbestandteile wir brauchen und wieviele Kalorien. Wir werden es überleben. Dafür werden sie sorgen.«

»Sie reden wie ein Sympathisant, Stuart. Mein Magen dreht sich um, wenn ich Ihnen zuhöre. Wo bleibt Ihre Loyalität?«

»Meine Loyalität ist untadelig, gleichgültig, in welcher Form sie auftreten mag.« Er hob seine Hände. »Schauen Sie her. Das haben Kloros gemacht. Ich habe sechs Monate auf einem ihrer Planeten verbracht. Meine Hände wurden in einer Klimamaschine zerquetscht. Ich glaubte, sie würden mir zu wenig Sauerstoff geben, was tatsächlich nicht der Fall war, und experimentierte auf eigene Faust an der Maschine herum. Das war mein Fehler. Man soll nie an Maschinen einer fremden Rasse herumbasteln. Bis ein Kloro einen Atmosphäre-Anzug angezogen und zu mir gelaufen war, war es bereits zu spät, meine Hände zu retten.

Sie fertigten für mich diese Kunststoffdinger an. Wissen Sie, was das heißt? Eine Ausrüstung und Nährstoffe zu entwickeln, die in einer Sauerstoffatmosphäre funktionieren? Ihre Chirurgen mußten eine komplizierte Operation durchführen, angetan mit Atmosphäre-Anzügen. Und jetzt habe ich meine Hände wieder.« Er lachte heiser und ballte sie zu kraftlosen Fäusten. »Hände ...«

»Und deshalb vergessen Sie Ihre Loyalität der Er-

de gegenüber?« fragte Windham.

»Meine Loyalität vergessen? Sind Sie wahnsinnig? Jahrelang haßte ich die Kloros wegen des Mißgeschicks, das mir auf einem ihrer Planeten passiert war. Ich war Chefpilot der transgalaktischen Raumfahrtlinie, bevor es geschah. Und jetzt? Schreibtischarbeit. Oder gelegentliche Vorlesungen. Ich brauchte lange, bevor ich den Fehler bei mir selbst suchte und erkannte, daß die Kloros sich sehr anständig verhalten hatten. Sie haben ihre ethischen Gesetze, und sie sind so gut wie die unseren. Wenn nicht manche unter ihnen so dumm wären, und, bei Gott, wenn auch einige Erdenbewohner klüger wären, würden wir nicht miteinander Krieg führen. Und wenn es vorbei ist ...«

Polyorketes stand auf. Seine dunklen Augen funkelten.

»Es gefällt mir nicht, was Sie da sagen, Mister!«

»Warum nicht?«

»Weil Sie viel zu freundlich über diese verdammten grünen Bastarde reden. Die Kloros waren nett zu Ihnen, eh? Aber zu meinem Bruder waren sie nicht nett. Sie haben ihn getötet. Und vielleicht töte ich auch Sie, Sie mieser Spion.«

Er stürzte sich auf Stuart, der kaum Zeit fand, seine Arme zu heben und sich gegen den wütenden Gemüsegärtner zu verteidigen.

»Zum Teufel ...«, keuchte Stuart, als er endlich ein Handgelenk seines Gegners zu packen bekam und mit der Schulter die andere Hand daran hinderte,

sich um seinen Hals zu schließen. Seine Kunststoffhand gab nach. Fast mühelos entwand sich Polyorketes dem schwachen Griff.

Windham fluchte, und Leblanc schrie mit seiner dünnen Stimme: »Aufhören! Aufhören!« Aber es war der kleine Mullen, der dem Gemüsegärtner von hinten die Arme um den Hals schlang und ihn mit aller Kraft zurückzureißen versuchte. Es nützte nicht viel. Polyorketes schien das Gewicht des kleinen Mannes, der an seinem Hals hing, kaum zu spüren. Mullens Füße hoben sich vom Boden hoch, so daß er hilflos hin- und herbaumelte. Aber er ließ nicht los, und er behinderte Polyorketes schließlich doch so sehr, daß sich Stuart für einen Moment befreien und nach Windhams Aluminiumstock greifen konnte.

»Bleiben Sie mir vom Leib, Polyorketes!« rief er. Er schnappte nach Luft und erwartete ängstlich den nächsten Angriff. Der Aluminiumstock war kaum schwer genug, um als wirksame Waffe zu dienen, aber er war doch besser als Stuarts schwache Hände.

Polyorketes hatte Mullen abgeschüttelt, der die beiden Männer nun vorsichtig umkreiste. Der Gemüsegärtner blieb einen Augenblick lang reglos stehen, den Kopf mit dem zottigen Haar gesenkt.

»Es hat keinen Sinn«, sagte er schließlich. »Ich muß die Kloros umbringen. Aber hüten Sie Ihre Zunge, Stuart. Wenn Sie weiterhin so quatschen, sind Sie selbst daran schuld, wenn ich Ihnen weh tue.«

Stuart fuhr sich mit einem Unterarm über die Stirn und reichte den Aluminiumstock Windham, der ihn

mit der Linken ergriff, während er in der Rechten ein Taschentuch hielt und damit heftig über seine Glatze wischte.

»Gentlemen, so etwas müssen wir in Zukunft vermeiden«, sagte der Colonel. »Es schadet unserem Prestige. Wir müssen an den gemeinsamen Feind denken. Wir sind Erdenmenschen, und wir müssen uns so benehmen, daß wir unserer Rolle als herrschende Rasse der Galaxis gerecht werden. Wir dürfen uns nicht vor den Minderwertigen erniedrigen.«

»Ja, Colonel«, sagte Stuart müde. »Verschieben Sie den Rest Ihrer Ansprache auf morgen.« Er wandte sich an Mullen. »Ich möchte mich bei Ihnen bedanken.« Er fühlte sich bei diesen Worten zwar etwas unbehaglich, aber mußte sie sagen. Der kleine Buchhalter hatte ihn in ziemliches Erstaunen versetzt.

Aber Mullen sagte mit trockener Stimme, die kaum über ein Flüstern erhob: »Sie haben mir nicht zu danken, Mr. Stuart. Es war das einzig Logische, das ich tun konnte. Wenn wir gefangen sind, werden wir Sie als Unterhändler brauchen, als Mann, der die Motivationen der Kloros vielleicht verstehen kann.«

Stuart erstarrte. Typisch Buchhalter, dachte er. Viel zu logisch, viel zu saftlos. Risiko in der Gegenwart, Gewinn in der Zukunft. Soll und Haben hielten sich genau die Waage. Er hätte es lieber gesehen, wenn Mullen ihm aus anderen Beweggründen beigestanden wäre, aus – ja, was für welchen Beweggründen?

Stuart grinste in sich hinein. Erwartete er von den

Menschen etwa Idealismus an Stelle von redlichem, nützlichem Egoismus?

Polyorketes schwieg. Kummer und Wut ätzten sein Inneres wie Säuren, aber er fand keine Worte, um sich seine Erbitterung von der Seele zu reden. Wenn er wie Stuart wäre, wie der geschwätzige Stuart mit den weißen Händen, dann könnte er reden und reden und sich danach vielleicht besser fühlen. Aber statt dessen saß er da, und sein zweites Ich war tot. Er hatte keinen Bruder mehr, keinen Aristides.

Es war alles so schnell geschehen. Wenn er nur eine Sekunde länger Zeit gehabt hätte, Aristedes zurückzuhalten, ihn zu retten ...

Wie er die Kloros haßte! Vor zwei Monaten hatte er kaum etwas von ihnen gewußt, und jetzt haßte er sie so sehr, daß er gern sterben würde, wenn er vorher nur ein paar dieser grünen Biester töten könnte. Ohne aufzublicken, fragte er: »Warum ist dieser Krieg eigentlich ausgebrochen, eh?«

Er fürchtete, Stuarts Stimme würde antworten. Er haßte Stuarts Stimme. Aber Windham, der Glatzkopf, ergriff das Wort.

»Der unmittelbare Anlaß war ein Streit wegen der Bergbaukonzessionen im Wyandotte-System. Die Kloros haben die Erde bestohlen.«

»Im Wyandotte-System ist für beide Platz genug, Colonel.«

Wütend richtete sich Polyorketes auf. Dieser Stuart konnte einfach nicht den Mund halten. Andauernd mußte er quatschen, dieser neunmalklugen Klorofreund.

»Ist das ein Grund, einen Krieg zu führen, Colonel?« fragte Stuart. »Wir können mit ihren Planeten nichts anfangen, und sie ebenso wenig mit den unseren. Chlor ist für uns tödlich, genau wie unser Sauerstoff für sie tödlich ist. Es gibt keinerlei Übereinstimmung zwischen unseren beiden Rassen. Muß man einen Krieg beginnen, nur weil beide Rassen auf denselben luftlosen Planetoiden nach Eisen graben wollen, wenn es Millionen ähnliche Planetoiden in der Galaxis gibt?«

»Das ist eine Frage der planetarischen Ehre ...«

»Wohl eher der planetarischen Habgier. Wie kann man einen so lächerlichen Krieg auch noch verteidigen? Es kann nur auf den Vorposten gekämpft werden, und man muß sich auf eine Reihe von Fesselungsangriffen beschränken. Vielleicht wird der Krieg auf dem Verhandlungsweg beendet werden, den man schon längst hätte beschreiten sollen. Weder wir noch die Kloros können in diesem Krieg irgend etwas gewinnen.«

Widerstrebend mußte Polyorketes zugeben, daß er Stuarts Meinung war. Was interessierte es ihn oder Aristides, wo die Kloros oder die Erdenbewohner ihr Eisen herholten? Und deshalb hatte Aristides sterben müssen.

Die Alarmglocke schrillte.

Polyorketes' Kopf fuhr hoch. Langsam stand er auf und preßte die Lippen zusammen. Nur ein Kloro konnte vor der Tür stehen. Polyorketes wartete mit geballten Fäusten. Stuart trat auf ihn zu, und Polyor-

ketes sah es. Er lachte in sich hinein. Soll der Kloro nur kommen! Weder Stuart noch einer der anderen Männer würde Polyorketes aufhalten können.

Warte, Aristides, warte nur noch einen Augenblick, dann beginnt der große Racheakt.

Die Tür öffnete sich, und eine Gestalt trat ein, die in einen dicken, unförmigen Raumanzug gehüllt war. Eine merkwürdige, unnatürliche, aber nicht unangenehm klingende Stimme begann zu sprechen.

»Meine Herren Erdenbewohner, in großer Besorgnis haben mein Kamerad und ich festgestellt ...«

Er brach abrupt ab, als Polyorketes brüllend vorstürzte.

Den dunklen Kopf gesenkt, die behaarten Finger zum Würgegriff gekrümmt, sprang er den Kloro an. Stuart wurde beiseitegeschleudert, bevor er eine Möglichkeit fand dazwischenzufahren. Taumelnd landete er auf einer Couch.

Der Kloro hätte den Angreifer mühelos mit ausgestrecktem Arm aufhalten oder ausweichen und Polyorketes ins Leere laufen lassen können. Er tat weder das eine noch das andere. Mit einer blitzschnellen Bewegung hob er eine Handwaffe, und ein zarter rosa Strahl griff nach dem Erdenbewohner. Polyorketes stolperte und stürzte krachend zu Boden. Sein Körper erstarrte in der Haltung, die er zuletzt eingenommen hatte, ein Bein ragte in die Luft. Er sank zur Seite und blieb wie gelähmt liegen. Nur seine wütend funkelnden Augen zeigten, daß er bei Bewußtsein war.

»Dieser Zustand geht wieder vorüber«, sagte der

Kloro. Er schien Polyorketes' Gewalttätigkeit nicht übelzunehmen und begann noch einmal von vorn.

»Meine Herren Erdenbewohner, in großer Besorgnis haben mein Kamerad und ich festgestellt, daß in diesem Raum ein gewisser Aufruhr herrscht. Haben Sie irgendwelche Bedürfnisse, die wir befriedigen können?«

Stuart massierte ärgerlich sein Knie, das gegen den Pfosten der Couch gestoßen war.

»Nein, vielen Dank, Kloro.«

»Hören Sie«, zischte Windham, »wir verlangen unsere sofortige Freilassung.«

Der winzige, insektenähnliche Kopf des Kloros wandte sich dem fetten alten Mann zu. Das Wesen war kein erfreulicher Anblick. Es war etwa so groß wie ein Erdenbewohner. Der Kopf, der auf einem stengelartigen Hals saß, war der kleinste Körperteil. Er bestand aus einem Rüssel, der die Form eines stumpfen Dreiecks hatte. Auf jeder Seite quoll ein Auge hervor. Das war alles. Der Kloro besaß weder eine Hirnschale noch ein Hirn. Sein Verstand saß etwa dort, wo sich beim Erdenmenschen der Magen befand. Der Kopf war nichts weiter als ein Sinnesorgan. Der Raumanzug des Kloros zeichnete mehr oder weniger getreu die Umrisse des Kopfes nach. Die beiden Augen blickten durch zwei Glashalbkugeln, die das Chlor, das sich innerhalb des Raumanzugs befand, leicht grünlich tönte.

Eines der Augen richtete sich nun ausdruckslos auf den Colonel, der dem starren Blick unbehaglich

auswich, aber trotzdem tapfer weitersprach.

»Sie haben kein Recht, uns gefangenzuhalten. Wir sind Zivilisten.«

Die gekünstelt klingende Stimme des Kloros drang aus einem Netzwerk aus Chrom, das an seiner Brust angebracht war. Der Kehlkopf wurde mittels Druckluft gehandhabt, die von ein oder zwei der vielen gespaltenen Ranken kontrolliert wurde, die, in zwei Kreisen angeordnet, aus dem Oberkörper des Kloros wuchsen. Gnädigerweise wurden diese Ranken vom Raumanzug verhüllt.

»Meinen Sie das ernst, Erdenbewohner?« sagte die Stimme. »Sie haben doch sicher schon von Krieg, von Kriegsgesetzen und Kriegsgefangenen gehört.«

Er blickte sich um. Mit flinken, ruckartigen Bewegungen schickte er die beiden Augen durch den Raum, starrte jede Person und jeden Gegenstand zuerst mit dem einen, dann mit dem anderen an. Stuart wußte, daß jedes der beiden Augen dem Magenverstand eine andere Botschaft übermittelte. Der Verstand mußte die beiden Botschaften koordinieren, um vollwertige Informationen zu erhalten.

Windham wußte nichts mehr zu sagen, und auch die anderen schwiegen. Der Kloro, dessen vier Hauptgliedmaßen ungefähr wie Arme und Beine ausahen, wirkte im Raumanzug fast wie eine menschliche Gestalt, wenn man vom Kopf absah. Aber niemand konnte ahnen, was er dachte oder fühlte.

Nach zwei letzten Blicken wandte er sich ab und ging.

»O Gott, riechen Sie denn das Chlor nicht?« sagte Porter mit erstickter Stimme. »Wenn sie nichts dagegen unternehmen, werden wir mit verfaulten Lungen elend zugrunde gehen.«

»Halten Sie den Mund«, sagte Stuart. »Das Chlor, das hier in der Luft liegt, bringt nicht einmal einen Moskito zum Niesen. Außerdem wird es in zwei Minuten nach außen gedrungen sein. Übrigens, ein bißchen Chlor wird Ihnen guttun. Es wird Ihre Bosheit ein wenig dämpfen.«

Windham stieß einen Fluch aus.

»Hören Sie, Windham, warum haben Sie mit dem Kloro denn nicht über unsere Freilassung gesprochen? In seiner Gegenwart waren Sie lange nicht so frech wie sonst.«

»Sie haben gehört, was er gesagt hat, Colonel. Wir sind Kriegsgefangene, und über den Austausch von Kriegsgefangenen verhandeln die Diplomaten. Wir können nichts anderes tun als warten.«

Leblanc, der beim Eintritt des Kloros kreidebleich geworden war, stand auf und lief in den Waschraum. Die anderen hörten, daß er sich erbrach.

Eine unangenehme Stille trat ein. Stuart dachte angestrengt nach, was er sagen könnte, um die ekel-erregenden Geräusche zu übertönen. Mullen kam ihm zu Hilfe. Er hatte in einer kleinen Schachtel herumgestöbert, die er unter seinem Kopfkissen aufbewahrte.

»Vielleicht sollte Mr. Leblanc ein Sedativ ein-

nehmen, bevor er sich schlafen legt. Ich habe noch ein paar Tabletten und gebe ihm gern eine.« Er beeilte sich, eine Erklärung für seine Großzügigkeit abzugeben. »Sonst stört er vielleicht unseren Schlaf.«

»Sehr logisch«, sagte Stuart trocken. »Aber Sie heben besser ein paar Tabletten für unseren Sir Launcelot auf. Er kann ein halbes Dutzend brauchen.« Er ging zu Polyorketes, der immer noch starr auf dem Boden lag, alle viere von sich gestreckt. »Liegen Sie bequem, mein Freund?«

»Reden Sie nicht so geschmacklos daher, Stuart«, sagte Windham.

»Nun, wenn Sie sich schon so für ihn einsetzen, warum heben Sie und Porter ihn dann nicht auf seine Couch?«

Er half ihnen dabei. Polyorketes' Arme zuckten krampfhaft. Da Stuart die Wirkung der Nervenwaffen der Kloros kannte, wußte er, daß tausend Nadelstiche durch den Körper des Mannes fuhren.

»Gehen Sie nicht allzu sanft mit ihm um, Gentlemen«, sagte er. »Der verdammte Narr hätte uns alle beinahe umgebracht. Und wozu?« Er boxte den erstarrten Polyorketes in die Seite und setzte sich auf den Rand der Couch. »Können Sie mich hören, Polyorketes?«

Polyorketes' Augen glitzerten. Mühsam versuchte er einen Arm zu heben, der aber sofort wieder auf die Kissen zurücksank.

»Also gut, dann hören Sie mir zu. Machen Sie das nicht noch einmal. Das nächste Mal könnte es das

Ende für uns alle bedeuten. Wenn Sie ein Kloro wären und er ein Erdenmensch, dann wären wir jetzt tot. Und vielleicht geht es endlich in Ihren verdammten Schädel, daß uns der Tod Ihres Bruders zwar sehr leid tut, daß er aber immerhin selbst daran schuld war.«

Polyorketes versuchte sich zu erheben, aber Stuart stieß ihn zurück.

»Hören Sie mich nur weiter an. Vielleicht werde ich nie mehr die Gelegenheit haben, mit Ihnen sprechen zu können, und zwar so, daß Sie mir zuhören müssen. Ihr Bruder hatte kein Recht, die Passagierräume zu verlassen. Er kann auch unseren eigenen Leuten in die Quere gekommen sein. Wir wissen nicht einmal, ob er auch wirklich von einem Kloro getötet wurde. Es hätte auch einer von unseren Männern sein können.«

»Hören Sie, Stuart ...«, protestierte Windham.

Stuart fuhr zu ihm herum.

»Haben Sie denn Beweise, daß er nicht so gewesen sein könnte? Haben Sie gesehen, wer geschossen hat? Können Sie aus den verkohlten Überresten des Körpers ersehen, ob Polyorketes' Bruder von einer Kloro-Waffe oder einer Erden-Waffe getötet wurde?«

Polyorketes fand seine Stimme wieder. Mit schwerer Zunge lallte er: »Sie verdammter, stinkender Bastard!«

»Ich?« fragte Stuart. »Ich weiß nicht, was in Ihrem Kopf vorgeht, Polyorketes. Glauben Sie, es wird Ihre

Gefühle erleichtern, wenn Sie sich mit mir herumschlagen? Haben Sie das vor, wenn die Lähmung abklingt? Nun, wenn das so ist, dann wird das unseren sichern Tod bedeuten.«

Er stand auf, lehnte sich gegen die Wand und spürte, daß er jetzt alle gegen sich hatte.

»Niemand von Ihnen kennt die Kloros, wie ich sie kenne. Die physischen Unterschiede, die Sie gesehen haben, sind nicht wesentlich. Es kommt auf die Unterschiede der Temperamente an. Zum Beispiel verstehen sie nicht unsere Auffassung des Geschlechtslebens. Für sie ist das nur ein biologischer Reflex wie das Atmen. Sie messen dem Sex keine weitere Bedeutung zu. Um so wichtiger nehmen sie die gesellschaftliche Rangordnung. Denken Sie daran, daß ihre Ahnen mit unseren Insekten viel gemeinsam hatten. Sie glauben, daß jede Gruppe von Erdenmenschen, die ihnen begegnet, eine gesellschaftliche Einheit bildet.

Das ist das Allerwichtigste in ihren Augen. Ich kann nicht genau verstehen, was dieses Phänomen eigentlich bedeutet. Kein Erdenmensch kann das verstehen. Aber es ist Tatsache, daß sie eine Gruppe niemals auseinanderreißen, so wie wir niemals eine Mutter von ihrem Kind trennen würden, wenn wir es vermeiden können. Und einer der Gründe, warum sie uns soeben mit Samthandschuhen angefaßt haben, ist darin zu suchen, daß sie glauben, der Tod unseres Gruppenmitglieds hätte uns völlig niedergeschmettert. Sie fühlen sich schuldig.

Und daran müssen Sie stets denken. Man wird uns zusammen internieren, und wir haben eine lange gemeinsame Zeit vor uns. Freiwillig hätte ich mir keinen von Ihnen als Wohngenossen ausgesucht, und Sie hätten mich wahrscheinlich auch nicht als Gefährten erwählt. Aber es ist nun einmal nicht zu ändern. Die Kloros würden nie verstehen, daß wir nur aus purem Zufall auf demselben Schiff sind.

Das bedeutet, daß wir eben irgendwie miteinander zurechtkommen müssen. Was glauben Sie denn, wäre passiert, wenn der Kloro etwas früher gekommen wäre und gesehen hätte, wie Polyorketes und ich einander zu töten versuchten?

Er hätte dasselbe gedacht wie Sie, wenn Sie miterlebt hätten, daß eine Mutter ihre Kinder zu töten versucht.

Sie hätten uns alle getötet, denn sie hätten uns für perverse Monstren gehalten. Haben Sie das jetzt verstanden? Und wie ist es mit Ihnen, Polyorketes? Haben auch Sie es verstanden? Wir können uns nach Herzenslust beschimpfen, aber in Zukunft darf keiner mehr den anderen anrühren. Und jetzt werde ich, wenn Sie nichts dagegen haben, meine Hände wieder in die richtige Form massieren, meine synthetischen Hände, die ich von den Kloros erhalten habe und die einer meiner eigenen Artgenossen wieder zu zerquetschen versuchte.«

Für Claude Leblanc war das Schlimmste vorbei. Er hatte sich elend gefühlt. Warum hatte er nur die Erde

verlassen müssen? Es war natürlich eine großartige Sache gewesen, auf einem fremden Planeten das College zu besuchen. Es war ein Abenteuer, und er war endlich von seiner Mutter losgekommen.

In den Sommerferien war er nicht mehr Claude, der schüchterne Schüler, sondern Leblanc, der Raumfahrer. Er hatte es richtig genossen, von Sternen, Sitten und Lebensformen fremder Welten zu reden. Endlich hatte er den Mut gehabt, Margaret einen Antrag zu machen. Sie hatte sich in ihn verliebt, in den Helden, der so viele Gefahren bestanden hatte ...

Natürlich war das jetzt die erste wirklich gefährliche Lage, in der er sich je befunden hatte, und bis jetzt hatte er das Abenteuer nicht sonderlich gut bestanden. Er wußte das. Er schämte sich und wünschte, er wäre Stuart.

Beim Essen trat er an ihn heran.

»Mr. Stuart.«

Stuart blickte auf und fragte kurz: »Wie fühlen Sie sich?«

Leblanc spürte, daß er errötete. Er errötete sehr leicht, und wenn er sich bemühte, nicht zu erröten, wurde es nur noch schlimmer. Er sagte: »Viel besser, danke. Hier, ich bringe Ihnen Ihr Essen.«

Stuart ergriff die dargebotene Dose, die die Standard-Weltraumnahrung enthielt. Synthetisch, konzentriert, nahrhaft und irgendwie unbefriedigend. Das Essen erhitzte sich automatisch, wenn man die Dose öffnete, konnte aber auch kalt gegessen wer-

den. An der Dose hing ein kombiniertes Gabel-Löffel-Untensil, aber es war fast praktischer, mit den Fingern zu essen. Man machte sich dabei nicht einmal besonders schmutzig.

»Haben Sie meine kleine Ansprache gehört?« fragte Stuart.

»Ja, Sir. Sie können auf mich zählen.«

»Gut. Und jetzt gehen Sie essen.«

»Dürfte ich mich zu Ihnen setzen?«

»Bitte.«

Ein paar Minuten lang aßen sie schweigend, und dann platzte Leblanc heraus: »Sie sind so selbstsicher, Mr. Stuart. Es muß wunderbar sein, wenn man so ist.«

»Selbstsicher? Danke. Aber da ist jemand, der ist noch viel selbstsicherer.

Verwundert blickte Leblanc in die Richtung, in die Stuart mit einem leichten Kopfnicken gewiesen hatte.

»Mr. Mullen? Dieser kleine Mann? Oh, nein!«

»Sie glauben nicht, daß er selbstsicher ist?«

Leblanc schüttelte den Kopf. Er musterte Stuart zweifelnd. Hatte er es vielleicht ironisch gemeint?

»Mr. Mullen ist eiskalt. Er hat überhaupt keine Gefühle. Er ist wie eine kleine Maschine. Ich finde ihn abstoßend. Sie sind anders, Mr. Stuart. Sie haben Gefühle, aber Sie können sie kontrollieren. Ich wäre so gern wie Sie.«

Als wenn er gespürt hätte, daß über ihn gesprochen wurde, näherte sich Mullen. Er hatte seine Dose

kaum angerührt. Sie dampfte leicht, als er sich zu den beiden Männern setzte.

Seine Stimme klang wie raschelndes, welkes Laub.

»Mr. Stuart, wie lange, glauben Sie, wird unser Flug noch dauern?«

»Das kann ich nicht sagen, Mullen. Unzweifelhaft vermeiden die Kloros die üblichen Handelsrouten und weichen immer wieder in den Hyper-Raum aus, um eventuelle Verfolger abzuschütteln. Es würde mich nicht überraschen, wenn wir erst in einer Woche irgendwo landeten. Warum fragen Sie? Ich nehme an, Sie haben irgendeinen praktischen oder logischen Grund.«

»Warum? Ja, sicher.« Er schien den Sarkasmus nicht zu spüren. »Ich denke, es wäre vielleicht angebracht, unsere Rationen zu rationieren, sozusagen.«

»Wir haben genug Essen und Wasser. Es reicht für einen Monat. Ich habe die Vorräte überprüft.«

»Ich verstehe. In diesem Fall kann ich meine Dose ja leer essen.« Er tat es. Geziert hantierte er mit dem Gabel-Löffel und wischte sich ab und zu mit seinem Taschentuch über den Mund.

Zwei Stunden später kam Polyorketes wieder auf die Beine. Er schwankte ein bißchen und blickte Stuart wütend an.

»Nehmen Sie sich in acht, Sie stinkender Spion!«

»Sie haben gehört, was ich vorhin sagte, Polyorketes.«

»Ich habe es gehört. Aber ich habe auch gehört, was Sie über Aristides gesagt haben. Ich werde mich mit Ihnen gar nicht mehr abgeben, denn für mich sind Sie nur ein dreckiges Nichts. Aber warten Sie nur! Wenn Sie weiter Ihr Gift verspritzen, werden Sie eines Tages an jemanden geraten, der Sie zu Kleinholz schlägt.«

»Ich werde warten«, sagte Stuart.

Windham hinkte heran und stützte sich schwer auf seinen Stock.

»Nun, nun«, sagte er mit erzwungener Heiterkeit, die seine Furcht eher noch unterstrich, als daß sie sie verdeckte. »Wir sind nun einmal alle Erdenmenschen. Denken Sie daran, wir sitzen auf einem Boot. Vor den verdammten Kloros werden wir uns nicht beugen. Wir müssen unsere privaten Fehden vergessen. Nur eines dürfen wir nie vergessen: daß wir Erdenmenschen sind und gegen die fremden Schufte zusammenhalten müssen.«

Stuarts Kommentar war nicht druckreif.

Porter trat hinter Windham. Er hatte sich mit dem Colonel eine Stunde lang im Flüsterton unterhalten, und nun sagte er indigniert: »Hören Sie endlich auf, den Neunmalklugen zu spielen, Stuart. Hören Sie lieber dem Colonel zu. Wir müssen unsere Lage einmal ernsthaft überdenken.« Er hatte sich das Gesicht gewaschen, die Haare befeuchtet und zurückgestrichen. Aber sein rechter Mundwinkel zuckte immer noch nervös, und seine abgebissenen Fingernägel machten seine Erscheinung nicht attraktiver.

»Also gut, Colonel, was haben Sie vor?«

»Ich möchte, daß alle zuhören«, sagte Windham.

»Okay, rufen Sie sie zusammen.«

Leblanc beeilte sich, die anderen zu holen. Mullen näherte sich etwas langsamer.

Stuart deutete auf Polyorketes.

»Wollen Sie den Burschen auch dabei haben?«

»Sicher, natürlich«, sagte Windham. »Würden Sie bitte kommen, Mr. Polyorketes?«

»Ach, lassen Sie mich doch in Ruhe.«

»Wir brauchen ihn nicht«, sagte Stuart.

»Doch«, sagte der Colonel bestimmt. »Das geht alle Erdenmenschen an. Mr. Polyorketes, Sie müssen dabei sein.«

Polyorketes wälzte sich auf seiner Couch herum.

»Ich kann Sie auch von hier aus hören.«

Windham wandte sich an Stuart.

»Glauben Sie, daß die Kloros in diesem Raum ein Abhörgerät installiert haben?«

»Nein. Warum sollten sie?«

»Sind Sie sicher?«

»Natürlich bin ich sicher. Sie wußten ja auch nicht, daß Polyorketes mich angegriffen hat, sie spürten nur die Erschütterungen.«

»Vielleicht wollen sie uns nur glauben machen, daß hier kein Abhörgerät ist.«

»Hören Sie, Colonel, ich habe noch nie erlebt, daß ein Kloro lügt ...«

»Dieser Schmutzfink liebt die Kloros«, unterbrach ihn Polyorketes.

»Fangen wir nicht wieder damit an«, sagte Windham hastig. »Stuart, Porter und ich hatten eine lange Unterredung, und wir sind auf den Gedanken gekommen, daß Sie die Kloros gut genug kennen, um irgendeine Möglichkeit zu finden, zur Erde zurückzugelangen.«

»Da haben Sie sich leider geirrt. Ich weiß keine Möglichkeit.«

»Vielleicht können wir das Schiff zurückerobern. Irgendwo müssen doch auch diese grünen Kerle eine schwache Stelle haben. So verstehen Sie mich doch!«

»Sagen Sie einmal, Colonel, was wollen Sie eigentlich? Ihre eigene Haut retten? Oder geht es Ihnen um das Wohl der Erde?«

»Diese Frage muß ich entschieden zurückweisen. Sicher, ich will mein Leben retten. Das will jeder, und jeder hat auch das Recht dazu. Aber primär denke ich natürlich an die Erde. Und ich denke, das trifft auf uns alle zu.«

»Das stimmt«, beeilte sich Porter zu sagen. Leblanc blickte ängstlich drein, Polyorketes' Augen funkelten wütend, und Mullens Miene war ausdruckslos wie immer.

»Gut«, sagte Stuart. »Natürlich glaube ich nicht, daß wir uns des Schiffes bemächtigen können. Im Gegensatz zu uns sind sie bewaffnet. Aber etwas anderes: Sie wissen, warum die Kloros dieses Schiff nicht zerstört haben. Weil sie Schiffe brauchen. Sie mögen bessere Chemiker als die Erdenbewohner

sein, aber auf der Erde gibt es bessere Astronautik-Ingenieure. Wir haben bessere, größere und zahlreichere Schiffe. Wenn unsere Crew in erster Linie militärisch eingestellt gewesen wäre, hätte sie unser Schiff explodieren lassen, bevor die Kloros an Bord gekommen wären.«

»Und Sie hätten die Passagiere getötet?« fragte Leblanc entsetzt.

»Warum nicht? Sie haben gehört, was der Colonel gesagt hat. Jeder von uns stellt die Interessen der Erde über sein eigenes lausiges Leben. Was nützt es der Erde, wenn wir überleben? Gar nichts. Was können die Kloros anrichten, wenn sie dieses Schiff in der Hand haben? Eine ganze Menge.«

»Aber warum haben unsere Männer das Schiff nicht gesprengt?« fragte Mullen. »Sie müssen doch einen Grund gehabt haben.«

»Sie haben auch einen Grund gehabt. Es ist eine Tradition des Militärs, daß es kein unvorteilhaftes Verhältnis der Anzahl von Gefallenen geben darf. Wenn wir uns selbst ins All gesprengt hätten, wären zwanzig Soldaten und sieben Zivilisten ums Leben gekommen, während der Feind keine Verluste erlitten hätte. Also haben wir die Kloros lieber an Bord kommen lassen, haben etwa achtundzwanzig getötet und ihnen das Schiff überlassen.«

»Blödes Gerede«, spottete Polyorketes.

»Das ist eine moralische Angelegenheit«, sagte Stuart. »Wir können den Kloros das Schiff nicht wieder abnehmen. Aber wir können sie trotzdem er-

ledigen. Wir können sie ablenken und einem von uns die Gelegenheit verschaffen, die Maschinen abzustellen.«

»Was?« schrie Porter, und Windham zuckte erschrocken zusammen.

»Die Maschinen abstellen«, wiederholte Stuart. »Auf diese Weise können wir das Schiff zerstören. Und das wollen wir doch, nicht wahr?«

Leblancs Lippen waren weiß.

»Ich glaube, das geht nicht.«

»Wir können es wenigstens versuchen. Was haben wir schon zu verlieren?«

»Unser Leben, verdammt!« schrie Porter. »Sie sind verrückt!«

»Wenn wir unser Leben verlieren, was mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit der Fall sein wird, dann verlieren wir jedenfalls nichts, was für die Erde von besonderem Wert wäre. Aber wenn wir das Schiff zerstören, erweisen wir der Erde einen großen Dienst. Welcher Patriot würde zögern, so zu handeln? Wem von uns wäre sein eigenes Leben wichtiger als das Wohl der Erde?« Er blickte in die schweigende Runde. »Sie sind doch sicher meiner Meinung, Colonel Windham.«

Der Colonel hustete verlegen.

»Mein lieber Freund, das steht außer Frage. Aber es muß doch einen Weg geben das Schiff zurückzugewinnen, ohne daß wir unser Leben verlieren, eh?«

»Was schlagen Sie also vor?«

»Wir müssen einmal überlegen. Es sind nur zwei

Kloros auf dem Schiff. Wenn sich einer von uns an sie anschleichen könnte ...«

»Wie denn? Das ganze übrige Schiff ist mit Chlor gefüllt. Man müßte einen Raumanzug anziehen. Außerdem ist die Schwerkraft auf Kloro-Niveau gesunken. Wer immer sich also für ein so waghalsiges Unternehmen zur Verfügung stellt, müßte laut klirrend von Metall zu Metall hüpfen. Er könnte sich anschleichen wie ein Elefant.«

»Dann müssen wir diesen Plan also fallen lassen.« Porters Stimme zitterte. »Hören Sie, Stuart, wir können das Schiff nicht zerstören. Mein Leben bedeutet mir sehr viel, und wenn einer hier so etwas Wahnsinniges versuchen würde, dann rufe ich die Kloros. Ich meine es ernst.«

»Gut«, sagte Stuart. »Hier steht also Held Nummer eins.«

»Ich will zur Erde zurück«, sagte Leblanc, »aber ich ...«

»Ich glaube nicht«, unterbrach ihn Mullen, »daß es uns gelingen würde, das Schiff zu vernichten, solange ...«

»Die Helden Nummer zwei und drei. Und was ist mit Ihnen, Polyorketes? Sie würden die Gelegenheit haben, zwei Kloros zu töten.«

»Ich möchte sie mit bloßen Händen umbringen«, knurrte der Gemüsegärtner und hob die Fäuste. »Auf ihrem Planeten werde ich sie dutzendweise töten.«

»Das hört sich ja schon ganz nett an. Und Sie, Colonel? Wollen Sie mit mir glorreich untergehen?«

»Ihr Zynismus ist widerlich, Stuart. Es ist doch offensichtlich, daß Ihr Plan mit Stimmenmehrheit abgelehnt ist.«

»Und wenn ich es selbst tue?«

»Sie werden es nicht tun, verstanden?« sagte Porter hastig.

»Nein, verdammt«, sagte Stuart. Ich behaupte nicht, daß ich ein Held bin. Ich bin nur ein Durchschnittspatriot und lasse mich willig auf jeden beliebigen Planeten bringen, wenn ich nur nichts vom Krieg sehe.«

Mullen sagte nachdenklich: »Es gibt einen Weg, wie wir die Kloros überraschen könnten.«

Die Bemerkung wäre untergegangen, wenn nicht Polyorketes auf Mullen gedeutet und laut aufgelacht hätte.

»Mr. Buchhalter ist genauso ein Großmaul wie unser dreckiger Spion. Los, Mr. Buchhalter, reden Sie, beglücken Sie uns mit Ihren Weisheiten.«

Mit sanfter Stimme wandte sich Mullen an Stuart.

»Wir können von außen an Sie herankommen. Ich bin sicher, daß dieser Raum einen T-Kanal hat.«

»Was ist ein T-Kanal?« fragte Leblanc.

»Nun ...«, begann Mullen und brach gleich wieder verlegen ab.

»Es handelt sich um einen Euphemismus, mein Junge«, sagte Stuart spöttisch. »Die volle Bezeichnung lautet Todeskanal. Man redet nicht viel darüber, aber die Haupträume jedes Schiffes haben solche Kanäle. Das sind kleine Schleusen, gerade groß

genug, daß ein Mensch hindurchschlüpfen kann. Begräbnis im Weltraum. Viel Gefühl, gesenkte Köpfe und eine gefühlvolle Rede des Captains.«

»Und auf diesem Weg sollen wir das Schiff verlassen?« fragte Leblanc entsetzt.

»Warum nicht? Sind Sie abergläubisch? Fahren Sie fort, Mullen.«

Der kleine Mann hatte geduldig gewartet. Nun sagte er: »Wenn einer von uns einmal draußen wäre, könnte er das Schiff durch die Energieröhren wieder betreten. Wenn man Glück hat, könnte das gelingen. Dann konnte man völlig unerwartet im Kontrollraum auftauchen.«

Stuart starrte ihn neugierig an.

»Wie stellen Sie sich das denn vor? Was wissen Sie von den Energieröhren?«

Mullen hustete.

»Sie meinen, weil ich in der Papierbranche tätig bin? Nun ...« Sein Gesicht lief rosa an, er wartete einen Augenblick und begann wieder mit farbloser, ausdrucksloser Stimme zu sprechen. »Meine Firma stellt Spielzeugschachteln her. Vor einigen Jahren brachten wir auch Bonbonschachteln in der Form von Raumschiffen auf den Markt. Wenn man an einer Schnur zog, schoß Druckluft durch die kleinen Energieröhren, das Schiff segelte durch das Zimmer und verstreute Bonbons. Wir dachten, es würde den Kindern Spaß machen, mit dem Schiff zu spielen und die Bonbons aufzulesen. Leider erwies sich die Idee als Fehlschlag. Das Schiff zerbrach Teller, und die

Bonbons trafen die Kinder in die Augen. Außerdem begnügten sich die Kleinen nicht damit, die Bonbons aufzusammeln, sie balgten sich auch noch darum. Es war beinahe unser schlimmster Fehlschlag. Wir verloren Tausende.

Aber während die Schiffe entworfen wurden, verfolgte die ganze Firma die Arbeit mit großem Interesse. Nach einiger Zeit wuchsen wir alle zu Energieröhren-Experten heran. Ich habe einige Bücher über die Konstruktion von Raumschiffen gelesen. Natürlich in meiner Freizeit.«

Stuart hatte ihm interessiert zugehört.

»Eine großartige Idee. Wenn wir einen Helden in unserer Mitte hätten, könnte sie funktionieren. Haben wir einen?«

»Wie steht es denn mit Ihnen?« fragte Porter ärgerlich. »Uns verfolgen Sie mit Ihrem billigen Spott, aber Sie selbst stellen sich natürlich nicht zur Verfügung.«

»Weil ich kein Held bin, Porter. Das gebe ich zu. Ich möchte gern am Leben bleiben, und wenn ich durch Energieröhren krieche, wird mir das wohl kaum gelingen. Aber Sie, meine Herren, Sie sind doch alle ehrenwerte Patrioten. Sie zum Beispiel, Colonel, sind der älteste Held in unserem kleinen Kreis.«

»Wenn ich jünger wäre, verdammt, und wenn Sie noch Ihre eigenen Hände hätten, würde es mir ein großes Vergnügen sein, Sie zu verprügeln«, sagte Windham.

»Das ist keine Antwort auf meine Frage.«

»Sie wissen sehr gut, daß ich in meinem Alter und mit meinem Bein ...« Er klopft sich auf sein steifes Knie »... nicht in der Lage bin, eine solche Tat zu vollbringen, selbst wenn ich es wollte.«

»Natürlich. Und meine Hände sind verkrüppelt. Damit sind wir gerettet. Und welche unglücklichen Deformierungen haben die anderen Herren aufzuweisen?«

»Was soll das eigentlich?« fragte Porter. »Wie kann irgendeiner von uns durch die Röhren kriechen? Was ist, wenn die Kloros sie gerade in dem Augenblick benutzen?«

»Das ist eben das Risiko bei der Sache. Das macht es nur noch spannender.«

»Der Mann wird wie ein Hummer gekocht werden.«

»Eine hübsche Vorstellung, aber nicht ganz richtig. Die Energie würde höchstens eine oder zwei Sekunden lang durch die Röhre laufen, und so lange hält die Isolierung unserer Anzüge dicht. Außerdem kommt der Energieschuß mit einer Geschwindigkeit von siebenhundert Meilen in der Minute durch die Röhre, so daß Sie längst im Weltall sind, bevor Sie die Hitze überhaupt spüren. Sie schweben meilenweit entfernt im Raum und sind vor den Kloros endlich sicher. Natürlich dürfte es Ihnen schwerfallen, zum Schiff zurückzukehren.«

Porter schwitzte.

»Es wird Ihnen nicht gelingen, mir Angst einzujagen.«

gen, Stuart.«

»Nein? Dann wollen Sie also die Heldentat begehen? Haben Sie sich auch überlegt, was das bedeutet, wenn man in den Raum geschleudert wird? Sie sind allein, ganz allein. Der Energiestoß wird Sie blitzschnell durch das leere All treiben. Sie spüren es nicht. Sie glauben, daß Sie sich überhaupt nicht bewegen. Aber die Sterne rasen vorbei, als Lichtstreifen. Sie bleiben nie mehr stehen. Sie werden nicht einmal langsamer. Dann geht Ihr Heizkörper aus, der Sauerstoff wird immer weniger, und Sie sterben ganz langsam. Sie haben noch eine Menge Zeit, um nachzudenken. Wenn Sie es eilig haben, können Sie natürlich Ihren Anzug öffnen. Das ist aber auch nicht sehr angenehm. Ich habe die Gesichter von Männern gesehen, deren Anzug durch einen bösen Zufall zerrissen wurde. Schrecklich! Aber es geht eben schneller. Und dann ...«

Porter wandte sich ab und ging mit weichen Knien davon.

»Noch ein Fehlschlag«, sagte Stuart lächelnd. »Nun, wer reißt sich noch darum, ein Held zu sein?«

»Sie reden und reden«, krächzte Polyorketes. »Ich glaube, wir werden Ihnen ziemlich bald die Zähne einschlagen, Mr. Großmaul. Nicht wahr, Mr. Porter?«

Der Blick, den Porter Stuart zuwarf, zeigte deutlich, daß er vollauf mit Polyorketes übereinstimmte, aber er sagte nichts.

»Und wie steht es mit Ihnen, Polyorketes? Sie sind

doch mutig. Soll ich Ihnen in den Anzug helfen?«

»Wenn ich Ihre Hilfe brauche, werde ich mich schon von selbst rühren.«

»Und Sie, Leblanc?«

Ängstlich wich der junge Mann zurück.

»Wollen Sie es nicht einmal Margaret zuliebe wagen? Sie wollen sie doch wiedersehen.«

Leblanc brachte kein Wort hervor. Er konnte nur den Kopf schütteln.

»Mullen?«

»Also gut, ich will es versuchen.«

»Sie wollen was?«

»Ich sagte, ich will es versuchen. Immerhin war es ja meine Idee.«

Stuart starrte ihn erstaunt an.

»Meinen Sie das ernst?«

Mullens Mund verzog sich.

»Nun ja, wenn es keiner der anderen Herren tun will ...«

»Trotzdem, Sie müssen sich nicht opfern.«

Mullen zuckte mit den Schultern. Hinter Stuart fiel eine Dose klirrend zu Boden. Windham hinkte hastig auf Mullen zu.

»Wollen Sie es wirklich tun?«

»Ja, Colonel.«

»In diesem Fall erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu schütteln. Sie sind, bei Gott, ein wahrer Erdemann. Wer wagt, gewinnt. Auch wenn Sie in den Tod gehen, Ihr Ruhm wird sie unsterblich machen.«

Stuart stand nur da. Er befand sich in einem äü-

berst ungewöhnlichen Zustand. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

Die Niedergeschlagenheit der Gefangenen war einem erregenden verschwörerischen Gefühl gewichen. Sogar Polyorketes fingerte an den Raumanzügen herum und verkündete mit heiserer Stimme, welchen er für den geeignetsten hielt.

Mullen hatte einige Schwierigkeiten. Der Raumanzug hing schlotternd an ihm, obwohl man die Verschlüsse möglichst eng zugemacht hatte. Er stand da und wartete darauf, daß man ihm den Helm aufsetzte. Sein Hals wackelte hin und her.

Stuart hob mit einiger Anstrengung den schweren Helm hoch. Seine Kunststoffhände konnten ihn nicht richtig greifen.

»Putzen Sie sich lieber noch einmal die Nase«, sagte er. »Das ist für längere Zeit die letzte Gelegenheit. Vielleicht die allerletzte, dachte er, aber er sagte es nicht.

»Ich möchte noch einen Reserve-Sauerstoffzylinder haben«, sagte Mullen tonlos.

»Okay.«

»Mit Reduzierventil.«

Stuart nickte.

»Ich weiß, was Sie denken. Wenn Sie aus dem Schiff geschleudert werden, könnten Sie den Zylinder als Reaktionsmotor benutzen.«

Sie befestigten den Reservezylinder um Mullens Mitte. Polyorketes und Leblanc hoben den kleinen

Mann zu der gähnenden Öffnung des T-Kanals hoch. Die Metallwände des Kanals waren in traurigem Schwarz bemalt. Stuart glaubte, einen modrigen Geruch wahrzunehmen, aber das war nur Einbildung.

Er hielt die Männer zurück, als Mullen bereits zur Hälfte in der Öffnung verschwunden war, und klopfte auf das Sehfenster des kleinen Mannes.

»Können Sie mich hören?«

Mullen nickte.

»Haben Sie genug Luft? Gibt es sonst noch irgendwelche Schwierigkeiten?«

Mullen hob seinen gepanzerten Arm zum Zeichen, daß alles in Ordnung war.

»Benutzen Sie draußen im Raum keinesfalls das Funkgerät. Die Kloros könnten die Signale bemerken.«

Widerstrebend trat er zurück. Polyorketes' starke Hände ließen Mullen hinabgleiten. Sie hörten die Metallsohlen auf der äußeren Ventilkappe aufschlagen, und dann schloß sich das innere Ventil mit schrecklicher Endgültigkeit. Der schräge Silikon-Dichtungsring gab ein leises saugendes Geräusch von sich.

Stuart stand am Kipphebelschalter, der das äußere Ventil regelte. Er betätigte ihn, und der Skalenzeiger, der den Luftdruck im Innern des Kanals angab, fiel auf Null. Ein kleines rotes Licht zeigte an, daß das Außenventil offen war. Dann verschwand das Licht, das Ventil war geschlossen, und der Skalenzeiger kletterte wieder auf fünfzehn.

Sie öffneten das Innenventil wieder, blickten hinein. Der T-Kanal war leer. Polyorketes fand als erster die Sprache wieder.

»Dieser kleine Teufelskerl! Er ist tatsächlich draußen. So ein Zwerg und so tapfer.«

»Wir müssen uns darauf vorbereiten, daß die Kloros auftauchen«, sagte Stuart. »Es kann sein, daß sie das Öffnen und Schließen der Ventile bemerkt haben. In diesem Fall werden sie zu uns kommen und nachsehen, was passiert ist.«

»Was sollen wir dann machen?«

»Sie werden Mullen vermissen. Wir sagen, er ist im Waschraum. Die Kloros wissen, daß es zu den seltsamen Eigenschaften der Erdenbewohner gehört, daß sie auf der Toilette mit sich allein sein wollen. Sie werden nicht in den Waschraum gehen.«

»Und wenn sie warten oder die Raumanzüge zählen?« fragte Porter.

Stuart zuckte mit den Schultern.

»Hoffen wir, daß sie das nicht tun. Und Sie, Polyorketes, machen Sie keine Dummheiten mehr, wenn die Kloros kommen.«

»Wenn der kleine Kerl da draußen ist?« grunzte Polyorketes. »Was glauben Sie denn von mir?« Er blickte Stuart ohne jede Feindseligkeit an, dann fuhr er sich mit einer heftigen Bewegung durch das krause Haar. »Sie wissen, ich habe immer über ihn gelacht. Mir ist er wie ein altes Weib vorgekommen. Jetzt schäme ich mich dafür.«

Stuart räusperte sich.

»Nun, ja ... ich habe einige Dinge gesagt, die vielleicht gar nicht so spaßig waren, wie es mir schien. Nach einiger Überlegung weiß ich das jetzt. Es tut mir leid.« Mit ernstem Gesicht wandte er sich ab und ging zu seiner Couch. Er hörte die Schritte hinter sich, spürte die Berührung auf seinem Arm. Er drehte sich um. Es war Leblanc.

»Es geht mir nicht aus dem Kopf, daß Mullen für so etwas doch schon viel zu alt ist«, sagte der Junge leise.

»Sicher, er ist kein Jüngling mehr. Etwa fünfundvierzig oder fünfzig.«

»Glauben Sie nicht, Mr. Stuart, daß *ich* es hätte tun müssen? Ich bin der Jüngste. Und der Gedanke, daß ein alter Mann an meiner Stelle da draußen ist, gefällt mir gar nicht. Ich fühle mich ziemlich übel.«

»Ich weiß. Wenn er stirbt, wird es für uns alle schrecklich sein.«

»Aber er tat es doch freiwillig. Wir haben ihn nicht dazu aufgefordert, nicht wahr?«

»Versuchen Sie nicht, die Verantwortung von sich abzuwälzen. Dadurch werden Sie sich nicht besser fühlen. Er hatte nicht weniger Grund, das Risiko zu scheuen, als wir.« Schweigend und nachdenklich blieb Stuart auf der Couch sitzen.

Mullen spürte, wie das Hindernis unter seinen Füßen weglitt, und die Wände sausten an ihm vorbei, viel zu schnell. Der Stoß der entweichenden Luft trug ihn mit sich, und wild schlug er mit Armen und Beinen

gegen die Wände, um abzubremsen. Die Leichen konnten natürlich geradewegs aus dem Schiff geschleudert werden. Aber er war keine Leiche – wenigstens vorläufig noch nicht.

Er hörte einen seiner Magnetstiefel auf dem Schiffsrumpf aufschlagen, während sein restlicher Körper ins Freie flog wie der Korken einer Sektflasche. Gefährlich schwankend balancierte er am Rand der Öffnung. Plötzlich hatte sich sein Körper gedreht, und er bückte auf die Öffnung hinab. Er trat einen Schritt zurück, als der Deckel sich von selbst schloß.

Ein Gefühl der Unwirklichkeit überkam ihn. Nein, das konnte nicht er selbst sein, der da auf der äußeren Fläche eines Raumschiffs stand. Nicht Randolph F. Mullen. Es gab wenige Leute, die das jemals erlebt hatten, auch wenn sie es gewohnt waren, ständig durch den Raum zu reisen.

Nur allmählich wurde ihm bewußt, daß er Schmerzen fühlte. Das plötzliche Herausschnellen aus der Öffnung, während sein einer Fuß am Schiffsrumpf klebte, hätte ihn beinahe in zwei Teile gerissen. Vorsichtig versuchte er, sich zu bewegen. Seine Bewegungen waren unregelmäßig, und es war fast unmöglich, sie zu kontrollieren. Er glaubte, daß er sich keine Knochen gebrochen hatte. Aber die Muskeln an seiner linken Seite schmerzten höllisch.

Und dann kam er wieder zu sich und entdeckte, daß die Lämpchen an seinen Handgelenken brannten. In ihrem Licht hatte er in die Schwärze des Kanals

starren können. Er erstarrte bei dem nervösen Gedanken, daß die Kloros die beiden Lichtpunkte bemerkt haben könnten, die sich da draußen auf dem Schiffsrumpf bewegten. Er drückte auf die Schalter, die sich in seiner Nabelgegend befanden, und die Lämpchen verlöschten.

Mullen hätte nie gedacht, daß er den Schiffsrumpf nicht würde sehen können, wenn er daraufstand. Aber es war stockdunkel, sowohl oberhalb als auch unterhalb. Da waren die Sterne, glänzende, kleine Punkte, deren Entfernung er nicht abschätzen konnte. Sonst nichts. Unter seinen Füßen konnte er keine Sterne sehen, ja, nicht einmal seine Füße.

Er blickte wieder zu den Sternen auf. Sein Kopf dröhnte. Sie bewegten sich langsam. Aber wahrscheinlich standen sie, und das Schiff bewegte sich, aber seine Augen sahen es anders. Die Sterne bewegten sich. Sein Blick folgte ihnen, am Schiff vorbei. Neue Sterne tauchten auf, glitten an ihm vorüber. Ein schwarzer Horizont. Das Schiff war nur eine Zone, in der keine Sterne existierten.

Keine Sterne? Da war doch einer auf seinen Füßen. Fast hätte er schon danach gegriffen, aber da sah er, daß es nur das glänzende Spiegelbild im Metall war.

Die Sterne legten in einer Stunde Tausende von Meilen zurück. Auch das Schiff. Auch er. Aber er spürte nichts, nur Stille und Dunkelheit und das langsame Gleiten der Sterne. Seine Augen folgten den Sternen ...

Sein behelmter Kopf schlug mit leisem, glockenähnlichem Klang auf dem Schiffsrumpf auf. In panischer Angst griff er mit seinen dicken Silikonhandschuhen um sich. Seine Magnetstiefel hafteten noch immer fest am Schiffsrumpf, aber sein Körper war zurück gebeugt, die Knie in einem rechten Winkel gebogen. Außerhalb des Schiffes gab es keine Schwerkraft. Wenn er sich zurückbeugte, so spürte er nicht, daß seine Gelenke sich bogen.

Er preßte sich gegen den Schiffsrumpf, und sein Körper schnellte hoch. Aber er blieb nicht aufrecht stehen, sondern fiel nach vorn. Jetzt versuchte er es etwas langsamer, balancierte mit beiden Händen auf dem Schiffsrumpf, bis er gleichmäßig hockte. Langsam richtete er sich auf, hielt mit ausgestreckten Armen das Gleichgewicht.

Jetzt stand er aufrecht da und blickte sich um. Wo waren die Energieröhren? Er konnte sie nicht sehen. Alles war Schwarz in Schwarz.

Rasch knipste er die Handgelenklämpchen an. Im Raum gab es keine Strahlen, nur ellipsenförmige, scharf abgegrenzte Flecken von blauem Stahl, der das Licht zurückwarf. Wenn der Schein der Lampe eine Niete traf, zeigte sich ein Schatten, und plötzlich endete die Lichtregion. Nurmehr schwarzer Raum.

Er hob die Arme. Sein Körper schwankte leicht in die entgegengesetzte Richtung. Eine Energieröhre mit ihren glatten zylindrischen Rändern sprang ihm in die Augen. Er versuchte, sich darauf zuzubewegen. Sein Fuß haftete fest am Schiffsrumpf. Er zog

daran, und der Fuß rutschte hoch. Noch drei Zoll, und er war frei. Noch sechs Zoll, und er dachte, er würde davonfliegen.

Es gelang ihm, sich wieder dem Schiffsrumpf zu nähern, und die Magnetstiefel schlugen mit hartem Klirren erneut auf dem Metall auf. Die Vibration fuhr durch den Raumanzug.

Erschrocken blieb er stehen. Die Dehydratoren, die die Atmosphäre im Raumanzug trocken hielten, halfen nicht sofort gegen den plötzlichen Schweißausbruch auf seiner Stirn und in den Achselhöhlen. Er wartete, bis der Schweiß trocknete.

Dann versuchte er wieder den Fuß zu heben, nur einen Zoll, dann bewegte er ihn in horizontaler Richtung weiter. Die Bewegung verlief lotrecht zur Magnetwirkung. Er mußte nur darauf achten, daß ihm der Fuß nicht nach unten gezogen wurde, und ihn langsam wieder aufsetzen.

Jeder Schritt schmerzte, seine Kniesehnen krachten, tausend Messer durchfuhren sein Inneres. Er blieb stehen, um wieder den Schweiß trocknen zu lassen. Die Innenseite seines Gesichtsfensters durfte nicht vom Dunst blind werden. Er hob die Handgelenklämpchen, und der Energiezylinder war direkt über ihm.

Das Schiff hatte vier Energieröhren, die im Winkel von neunzig Grad von der Mittelenergiequelle nach außen liefen. Sie wurden nach dem jeweiligen Kurs des Schiffes reguliert. Die Kursregulatoren waren die mächtigen Düsen vorn und hinten, die die Flugge-

schwindigkeit mit ihrer Beschleunigungs- und Drosselungskraft bestimmten, und die Hyperatom-Batterien, die für die Flüge in den Hyperraum sorgten.

Gelegentlich mußte die Flugrichtung geändert werden, und dann traten die Energieröhren in Funktion. Eine allein konnte das Schiff nach oben, hinab, nach rechts oder links lenken. Zu zweit, bei angemessener Aufteilung der Energiestöße, konnte das Schiff in jede gewünschte Richtung gelenkt werden.

Die Erfindung war seit Jahrhunderten nicht mehr verbessert worden. Das war auch nicht nötig. Die Atombatterie erhitzte das Wasser in einem geschlossenen Behälter innerhalb von Sekunden bis zu einer Temperatur, bei der es sich in eine Mischung von Wasserstoff und Sauerstoff verwandelt und dann zu einer Mischung von Elektronen und Ionen.

Wenn der kritische Punkt erreicht war, öffnete sich ein Ventil, und die Dampfenergie schoß in einem einzigen kurzen Stoß heraus. Das Schiff bewegte sich majestätisch in die entgegengesetzte Richtung, drehte sich um seinen eigenen Schwerkraftmittelpunkt. Wenn die gewünschte Richtung erreicht war, fand ein entgegengesetzter Energiestoß statt, und die Drehung konnte ausgeglichen werden. Das Schiff bewegte sich in seiner ursprünglichen Geschwindigkeit weiter, aber in einer neuen Richtung.

Mullen zog sich am Rand der Energieröhre hoch. Da hing er nun, ein winziger, schwankender Punkt am äußersten Ende einer gigantischen Energiekon-

struktion, die das Schiff durch den Weltraum jagte.

Kein Luftstrom wischte ihn vom Schiffsrumpf, die Magnetsohlen klebten fester am Metall, als es ihm lieb war. Er beugte sich vor, im Schein seiner eingeschalteten Lampen starrte er in die Röhre. Das Schiff sackte nach unten, als er seine Körperlage änderte. Er bemühte sich, das Gleichgewicht zu halten, aber er fiel nicht. Im Weltraum gab es kein Oben oder Unten. Nur das, was sein verwirrter Sinn als oben oder unten betrachtete.

Der Zylinder war gerade groß genug, um einen Mann aufzunehmen, so daß man zum Zweck eventueller Reparaturen in die Röhre eindringen konnte. Das Licht fiel auf eine Sprosse direkt gegenüber vor der Zylinderseite, an der Mullen hing. Er stieß einen erleichterten Seufzer aus. Manche Schiffe hatten keine Leitern.

Das Schiff schien unter ihm zu taumeln, als er sich auf die Sprosse zubewegte. Er griff nach ihr, befreite einen Fuß nach dem anderen und zog sich durch die Öffnung.

Der Druck im Magen, den er von Anfang an verspürt hatte, hatte sich zu einem krampfartigen Schmerz verstärkt. Wenn sie jetzt beschlossen, den Kurs zu ändern, wenn die Energie durch die Röhre schoß ...

Er würde es nicht hören, nicht wissen. Er würde sich an einer Sprosse festhalten und nach der nächsten tasten, und im nächsten Augenblick würde er draußen im All sein, allein, das Schiff für immer

zwischen den Sternen verschwunden. Vielleicht der kurze Schein von Eiskristallen, die ihn umschwirren, sich ihm langsam nähern, ihn umkreisen würden, angezogen von seinem Gewicht wie Planeten von einer Sonne.

Eine Sprosse, noch eine und noch eine. Wie viele waren es? Seine Hand rutschte aus, und er starrte ungläubig auf das Glitzern im Schein seiner Lampen.

Eis?

Warum nicht? Der Dampf, so heiß er auch war, streifte immerhin Metall, das die Temperatur von ungefähr null Grad hatte. In den wenigen Sekundenbruchteilen, die der Energiestoß andauerte, hatte das Metall nicht genug Zeit, sich über den Gefrierpunkt zu erwärmen. Eine dünne Eisschicht würde kondensieren und dann langsam im Vakuum verschwinden. Die Geschwindigkeit des ganzen Vorganges verhinderte die Fusion von den Röhren und dem Wasserbehälter.

Seine tastende Hand erreichte das Ende. Die Handgelenklampen flammten auf. Mit wachsendem Schrecken starrte er auf die Energiedüse, die etwa einen halben Zoll im Durchmesser maß. Sie sah ganz harmlos aus. Aber innerhalb eines Sekundenbruchteils ...

Daneben befand sich die äußere Energieschleuse. Sie drehte sich um einen zentralen Angelpunkt, der in Richtung des Raumes mit Sprungfedern umgeben und auf das Schiff zu festgeschraubt war. Durch die Stricke wurde der erste heftige Energiestoß abgefän-

gen. Dadurch wurde verhindert, daß der mächtige Schwungkraftanlasser des Schiffes außer Betrieb gesetzt werden konnte. Die Energie strömte in die innere Kammer, die Gewalt des Stoßes wurde gemildert, ohne daß die Kraft der Energie sich änderte, sondern sich allmählich verteilte, so daß der Schiffsrumpf der Gefahr entging, zerstört zu werden.

Mullen klammerte sich fest an eine Sprosse und preßte sich gegen die Schleuse, die ein wenig nachgab. Sie mußte nicht sehr nachgeben, nur so viel, daß er nach der Schraube greifen konnte. Bald konnte er sie fühlen.

Er drehte sie und fühlte, wie sein Körper sich in die entgegengesetzte Richtung bewegte. Er hielt fest, und vorsichtig regulierte er den kleinen Schalter, der die Sprungfedern lockerte. Er erinnerte sich genau an alles, was er in den Büchern gelesen hatte.

Jetzt befand er sich im inneren Schleusenraum, der groß genug war, um einem Mann bequem Platz zu bieten, denn auch hier waren ab und zu Reparaturen erforderlich. Jetzt konnte er nicht mehr aus dem Schiff geschleudert werden. Wenn jetzt der Energiestoß erfolgte, würde er ihn gegen die innere Schleuse pressen, fest genug, um ihn zu Brei zu quetschen. Ein schneller Tod, den er nicht einmal spüren würde.

Langsam hakte er den Reserve-Sauerstoffzylinder vom Raumanzug los. Jetzt war nur mehr die innere Schleuse zwischen ihm und dem Kontrollraum. Die Schleuse ging in Richtung zum Weltraum auf, so daß der Energiestoß sie nur noch fester schloß, anstatt sie

zu öffnen. Sie saß fest und geschmeidig. Es gab absolut keinen Weg, sie von außen zu öffnen.

Er preßte seinen gebeugten Rücken gegen die Schleusendeckel. Diese Stellung erschwerte das Atmen. Der Sauerstoffzylinder schlenkerte in einem sonderbaren Winkel von seinem Körper weg. Er ergriff den Schlauch aus Metallnetzwerk und richtete ihn gerade, drückte sich gegen die Schleuse, sein Kopf dröhnte. Immer wieder, immer wieder ...

Die Vibration, die sein Druck gegen die Schleuse erzeugte, *mußte* die Aufmerksamkeit der Kloros wecken. Sie würden nachsehen müssen.

Er konnte nicht wissen, wann sie das tun würden. Zuerst würden sie Luft in die innere Schleuse lassen, um die äußere zu schließen. Aber die Außenschleuse war losgeschraubt. Die Luft würde wirkungslos durch sie hindurchpuffen, in den Raum entweichen.

Mullen warf sich immer wieder gegen die Innenschleuse. Würden die Kloros auf den Luftdruckmesser schauen? Würden sie merken, daß der Zeiger sich kaum merklich von Null entfernte? Oder nahmen sie es als selbstverständlich an, daß alles in Ordnung war?

»Jetzt ist er schon seit eineinhalb Stunden weg«, sagte Porter.

»Ich weiß«, erwiderte Stuart.

Sie waren rastlos, nervös, aber die privaten Spannungen zwischen den Männern waren gewichen. Es war, als richteten sich alle Gedanken und Gefühle

auf den Mann draußen auf dem Schiffsrumpf.

Porter war etwas durcheinander. Seine Lebensphilosophie hatte immer gelautet: Sorge für dich selbst, denn niemand anderer wird für dich sorgen. Es brachte ihn aus der Fassung, daß diese Philosophie jetzt nicht mehr stimmte.

»Glauben Sie, daß sie ihn erwischt haben?« fragte er.

»Wenn das der Fall wäre, hätten wir es bemerkt«, sagte Stuart kurz.

Porter fühlte, daß die anderen keine Lust hatten, mit ihm zu sprechen. Er konnte es verstehen. Er hatte sich ihre Achtung durch nichts verdient. Aber hatte er sich denn schuldig gemacht? Ein Mensch hatte das Recht, Angst zu haben. Die anderen hatten genauso Angst gehabt. Keiner wollte dem Tod ins Auge sehen. Immerhin, er hatte nicht die Nerven verloren wie Aristides Polyorketes, er hatte nicht geweint wie Leblanc ...

Aber da war Mullen, draußen auf dem Schiffsrumpf.

»So hört doch!« schrie er. »Warum hat er es getan?« Verständnislos starrten sie ihn an, aber Porter kümmerte sich nicht darum. Er konnte sich nicht mehr beherrschen. »Ich will wissen, warum Mullen sein Leben riskiert!«

»Der Mann ist ein Patriot«, sagte Windham.

»Nein!« schrie Porter hysterisch. »Der kleine Bursche hat doch keinerlei Gefühle. Er kennt nur verstandesmäßige Gründe, und ich will wissen, was das

für Gründe sind, weil ...«

Er beendete den Satz nicht. Wie konnte er wissen, ob die Gründe, die einen kleinen Buchhalter zu einer Heldentat bewegten, auf ihn, Porter, dieselbe Wirkung hätten?

»Er ist ein verdammt tapferer kleiner Kerl«, sagte Polyorketes.

Porter stand auf.

»Hören Sie, was immer er auch tut, er kann es nicht allein zu Ende bringen. Ich – ich folge ihm freiwillig.« Er zitterte bei diesen Worten und wartete ängstlich auf Stuarts sarkastische Bemerkung. Stuart starrte ihn an, wahrscheinlich überrascht.

»Geben wir ihm noch eine halbe Stunde«, sagte Stuart sanft.

Porter bückte verwirrt auf. Kein Spott lag in Stuarts Augen. Er sah ihn sogar freundlich an. Alle sahen ihn freundlich an.

»Und dann ...?« fragte er.

»Dann wird jeder Freiwillige seine Aufgabe bekommen.

Wer meldet sich noch, außer Porter?«

Sie alle hoben die Hand, auch Stuart. Porter war glücklich. Er war der erste Freiwillige gewesen. Ungeduldig erwartet er das Ende der halben Stunde.

Es kam für Mullen ganz überraschend. Die Außenschleuse flog auf, und der lange, dünne, schlangengleiche, fast kopflose Hals eines Kloros fuhr durch die Innenschleuse. Der Kloro konnte gegen die starke

Saugkraft der entweichenden Luft nicht ankämpfen.

Mullens Sauerstoffzylinder flog davon, riß sich beinah los. Nach einem schrecklichen Augenblick voll eiskalter Angst bekam Mullen ihn zu fassen, stemmte sich gegen den Luftstrom, wartete, bis der erste wilde Sturm nachließ, die Luft im Kontrollraum dünner wurde. Dann zog er den Zylinder mit einer gewaltigen Kraftanstrengung zu sich.

Der Zylinder stieß gegen den nervigen Hals des Kloros. Mullen, der oberhalb der Schleuse kauerte und gegen den Luftstrom geschützt war, schmetterte den Zylinder auf den winzigen Kopf unter ihm, immer wieder, bis die starren Augen brachen. Im fast luftleeren Raum spritzte grünes Blut aus dem unnatürlich verkrümmten Hals.

Mullen wagte nicht, sich zu übergeben, obwohl er es gern getan hätte.

Mit abgewandtem Blick kroch er zurück, griff mit einer Hand nach der Außenschleuse, die sich wirbelnd zu drehen begann. Der Wirbel dauerte mehrere Sekunden lang an, dann schnappten die Sprungfedern am anderen Ende der Schraube ein, und die Schleuse schloß sich automatisch. Was von der Atmosphäre übriggeblieben war, verdichtete sich, und die Pumpen begannen, den Kontrollraum erneut mit Luft zu füllen.

Mullen kroch über den zerquetschten Kloro hinweg in den Kontrollraum. Er war leer.

Er fand kaum Zeit, das festzustellen, als er auch schon auf den Knien lag. Nur mit äußerster Anstren-

gung konnte er aufstehen. Der Übergang von Schwerelosigkeit zu Schwerkraft hatte ihn völlig überrumpelt. Außerdem handelte es sich um Kloro-Schwerkraft. Das bedeutete, daß er mit seinem Raumanzug fünfzig Prozent Übergewicht zu tragen hatte. Immerhin klirrten seine schweren Metallstiefel nicht mehr so aufreizend laut gegen Metall. Im Innern des Schiffes waren die Aluminiumwände und -böden mit Kork legiert.

Er dreht sich langsam um. Vor ihm lag der halslose Kloro. Nur ein gelegentliches Zucken zeigte noch an, daß dieser Körper vor kurzem ein lebender Organismus gewesen war. Angewidert stieg Mullen über den Kloro und schloß die Schleuse.

Ein deprimierendes, gelbgrünes Licht durchflutete den Kontrollraum. Das lag natürlich an der Kloro-Atmosphäre. Mullen stellte überrascht und mit widerwilliger Bewunderung fest, daß die Kloros offensichtlich eine Methode entwickelt hatten, sämtliche Materialien gegen die oxydierende Wirkung des Chlors widerstandsfähig zu machen. Selbst die Erdkarte an der Wand, die auf glänzendes Plastikpapier gedruckt war, wirkte wie neu. Er trat näher, wie magisch angezogen von den vertrauten Umrissen der Kontingente ...

Da sah er den Schatten einer Bewegung aus dem Augenwinkel. Er fuhr herum, so schnell er es in seinem schweren Raumanzug vermochte, und dann schrie er auf. Der Kloro, den er für tot gehalten hatte, erhob sich.

Sein Hals hing schlaff herunter, eine schlammige, breiige Masse, aber seine Arme griffen blind um sich, und die Tentakel an seiner Brust vibrierten wie unzählige Schlangenzungen. Er war natürlich blind. Die Zerstörung des Halses hatte ihn all seiner Sinnesorgane beraubt, und die partielle Bewußtlosigkeit hatte seine Lebensfunktionen durcheinandergebracht. Aber der Verstand lebte noch immer in der Magengegend, voll intakt und geschützt.

Mullen trat zurück. Er versuchte auf Zehenspitzen zu gehen, obwohl er wußte, daß das, was von dem Kloro übriggeblieben war, nicht hören konnte. Der Kloro stolperte nach vorn, stieß gegen eine Wand und glitt seitlich an ihr entlang.

Mullen blickte sich verzweifelt nach einer Waffe um und fand nichts. Er sah das Halfter des Kloros, wagte aber nicht, danach zu greifen. Warum hatte er die Waffe nicht sofort an sich genommen?

Die Tür des Kontrollraums öffnete sich fast lautlos. Zitternd wandte Mullen sich um.

Der andere Kloro trat ein, unverletzt. Einen Augenblick lang blieb er in der Tür stehen. Seine Brust-Tentakel erstarrten. Sein Stengelhals streckte sich vor, und seine schrecklichen Augen flackerten zuerst Mullen an, dann seinen beinahe toten Kameraden.

Und dann fuhr seine Hand blitzschnell zur Seite.

In einer raschen Reflexbewegung streckte Mullen den Schlauch seines Sauerstoffzylinders aus, den er wieder an seinem Raumanzug befestigt hatte als er im Kontrollraum angelangt war. Er öffnete das Ven-

til, machte sich nicht die Mühe, den Druck zu reduzieren. Er ließ den Sauerstoff mit aller Gewalt ausströmen so daß er unter der Erschütterung beinahe taumelte.

Er konnte den Sauerstoffschwall sehen. Er war eine blasse Wolke, die durch das grüne Chlor wogte und den Kloro erwischte.

Der Kloro hob die Hände. Der kleine Schnabel öffnete sich erschreckend weit, gab aber keinen Laut von sich. Er schwankte und fiel zu Boden, krümmte sich und lag dann still. Mullen trat näher und goß den Sauerstoffstrom über den Körper, wie wenn er ein Feuer löschen würde. Und dann hob er seinen schweren Stiefel und zertrat den dünnen Hals.

Er blickte sich nach dem anderen Kloro um. Reglos lag der halslose Körper am Boden.

Der ganze Raum war nun von weißem Sauerstoff erfüllt, genug, um ganze Kloro-Legionen zu töten. Und Mullens Zylinder war leer.

Er stieg über den toten Kloro, verließ den Kontrollraum, lief, so schnell er konnte, den Hauptkorridor entlang, auf das Gefangenenquartier zu. Die Reaktion setzte nun ein. Er wimmerte in blinder, grundloser Furcht.

Stuart war müde. Trotz seiner Kunststoffhände lenkte er wieder ein Raumschiff. Zwei Erdenkriegsschiffe wiesen ihm den Weg. Seit vierundzwanzig Stunden war er nun auf dem Posten. Er hatte die Kloro-Ausrüstung entfernt, die frühere Atmosphäre wieder-

hergestellt, die Position des Schiffes festgestellt und es auf den richtigen Kurs zu bringen versucht. Und er hatte Signale ausgesandt – mit Erfolg.

Leicht verärgert wandte er sich um, als die Tür des Kontrollraums sich öffnete. Er war zu müde, um Konversation zu machen. Er wandte sich um. Der kleine Mullen trat ein.

»Um Gottes willen, gehen Sie ins Bett zurück, Mullen!« sagte Stuart.

»Ich bin müde vom Schlafen. Obwohl ich zuerst glaubte, ich würde tagelang nicht mehr erwachen.«

»Wie fühlen Sie sich?«

»Ein bißchen steif. Besonders auf der Seite.« Er schnitt eine Grimasse und blickte sich um.

»Sie brauchen nicht nach den Kloros zu suchen«, sagte Stuart. »Wir haben die armen Teufel hinausgeworfen.« Er schüttelte den Kopf. »Sie taten mir richtig leid. Sie hielten sich ja für die wahren Menschen. Für sie waren *wir* die Fremden. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß es mir lieber gewesen wäre, Sie hätten sie nicht getötet, Mullen. Verstehen Sie?«

»Ich verstehe.«

Stuart warf dem kleinen Mann, der vor der Erdkarte saß und sie betrachtete, einen kurzen Seitenblick zu.

»Ich möchte mich ganz persönlich bei Ihnen entschuldigen, Mullen. Ich habe nicht sehr viel von Ihnen gehalten.«

»Das war Ihr gutes Recht«, sagte Mullen mit sei-

ner trockenen, gefühllosen Stimme.

»Nein, das war es nicht. Niemand hat das Recht, einen anderen geringzuschätzen. Das kann nur ein hart erkämpftes Recht nach langer Erfahrung sein.«

»Haben Sie darüber nachgedacht?«

»Ja, den ganzen Tag. Ich kann es Ihnen nicht erklären. Diese Hände ...« Er hielt sie vor sich hin, mit gespreizten Fingern. »Das Wissen, daß andere Menschen normale Hände haben, war für mich schwer zu ertragen. Ich haßte sie dafür. Ich bemühte mich immer, ihre Gefühle zu erforschen, ihre Schwächen aufzudecken, ihre Dummheit bloßzustellen. Ich mußte alles tun, um mir selbst zu beweisen, daß die anderen Menschen nichts hatten, um das ich sie zu beneiden hätte.«

»Es ist nicht nötig, daß Sie mir das erklären.«

»Doch!« Er sehnte sich danach, seine Gedanken in Worte zu fassen. »Vor Jahren schon habe ich die Hoffnung aufgegeben, nur eine Spur von Anständigkeit in den Menschen zu finden. Und dann kamen Sie und kletterten in den T-Kanal.«

»Sie müssen wissen, daß ich von praktischen und selbstsüchtigen Überlegungen geleitet wurde«, sagte Mullen. »Ich will nicht, daß Sie mich als Helden hinstellen.«

»Das war auch nicht meine Absicht. Ich weiß, daß Sie nichts ohne besondere Veranlassung tun würden. Doch Ihre Tat hat eine merkwürdige Wirkung auf uns alle gehabt. Sie hat eine Ansammlung Egoisten und Narren in anständige Leute verwandelt. Und

keineswegs durch Zauberei. An sich waren sie alle anständig. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um diese Anständigkeit wieder zu wecken. Und das war Ihr Werk. Und – ich bin einer von ihnen. Ich muß Ihnen dankbar sein, Mullen. Für den ganzen Rest meines Lebens.«

Mullen wandte sich unbehaglich ab. Seine Hand strich seinen Jackenärmel glatt, der ohnehin nicht verdrückt war. Dann fuhr sein Finger über die Erdkarte.

»Ich bin in Richmond geboren, Virginia. Da ist es. Dorthin werde ich zuerst gehen. Wo sind Sie geboren?«

»In Toronto.«

»Das ist hier. Auf der Landkarte ist das gar keine Entfernung.«

»Würden Sie mir eine Frage beantworten?«

»Wenn ich kann.«

»Warum haben Sie es getan?«

Mullen verzog die zierlichen Lippen. Er erwiderte trocken: »Und wenn meine ziemlich prosaischen Gründe den erhebenden Effekt zunichte machen würden?«

»Nennen Sie es intellektuelle Neugier. Jeder von uns hatte ganz offensichtliche Motive. Porter erschreckte die Aussicht auf lange Gefangenschaft zu Tode. Leblanc wollte seine Braut wiedersehen. Polyorketes wollte Kloros umbringen. Und Windham war ein Patriot, so gut er es eben verstand. Was mich betrifft, so hielt ich mich für einen edlen Idealisten,

fürchte ich. Aber in keinem von uns waren die Motive stark genug, uns hinaus in das All zu treiben. Was hat ausgerechnet *Sie* dazu veranlaßt?«

»Warum betonen Sie das so? ausgerechnet ich< ...«

»Seien Sie nicht beleidigt, aber Sie schienen keinerlei Gefühle zu besitzen.«

»Tatsächlich?« Mullens Tonfall änderte sich nicht. Seine Stimme klang trocken und leise wie zuvor, und doch hatte sie irgendwie an Festigkeit gewonnen. »Das ist nur Training, Mr. Stuart, Selbstdisziplin. Nicht meine wahre Natur. Ein kleiner Mann kann keine respektablen Gefühle haben. Gibt es etwas Lächerlicheres, als einen kleinen Mann, der sich wütend aufspielt? Ich bin fünf Fuß und einen halben Zoll groß und wiege einhundertundzwei Pfund.

Kann ich würdevoll sein? Stolz? Kann ich mich zu meiner vollen Größe erheben, ohne Gelächter hervorzurufen? Wo ist die Frau, die mich nicht sofort kichernd abweisen würde? Natürlich mußte ich lernen, auf die äußere Zurschaustellung meiner Gefühle zu verzichten.

Sie sprachen von Deformationen. Kein Mensch würde Ihre Hände bemerken oder feststellen, daß sie anders sind als andere Hände, wenn Sie nicht allen Leuten, denen Sie begegnen, sofort eifrigst alles über Ihre Hände erzählen würden. Glauben Sie, daß die acht Zoll, die mir fehlen, verborgen bleiben? Daß das nicht die erste und in vielen Fällen auch die einzige Besonderheit ist, die die Leute an meiner Person bemerken?«

Stuart schämte sich. Er war in die Intimsphäre dieses Mannes eingedrungen, und das hätte er nicht tun dürfen.

»Es tut mir leid«, sagte er.

»Warum?«

»Ich hätte Sie nicht veranlassen dürfen, darüber zu sprechen. Ich hätte von selbst merken müssen, daß Sie – daß Sie ...«

»Daß ich was? Daß ich meinen Wert beweisen muß? Daß ich den anderen zeigen will: Seht her, obwohl ich so klein bin, habe ich den Mut eines Riesen?«

»Ich würde es nicht auf diese spöttische Art ausdrücken.«

»Warum nicht? Es ist Unsinn. Nein, solche Gründe haben mich nicht zu meiner Tat veranlaßt. Was würde ich gewinnen, wenn es tatsächlich so wäre? Sie bringen mich auf die Erde zurück, stellen mich vor die Fernsehkameras – natürlich nehmen sie nur mein Gesicht auf oder stellen mich auf einen Stuhl. Dann hängen sie mir Orden um den Hals ...«

»Wahrscheinlich werden sie das alles tun.«

»Und was habe ich davon? ›Dabei ist er so ein kleiner Kerl«, würden sie sagen. Und danach? Soll ich jedem Mann, dem ich begegne, sagen: ›Wissen Sie, ich bin der Bursche, den Sie im vergangenen Monat für unglaubliche Tapferkeit dekoriert haben?‹ Wieviele Medaillen, glauben Sie, würde ich denn brauchen, um die fehlenden acht Zoll und sechzig Pfund aufzuwiegen?«

»Wenn Sie es so ausdrücken, verstehe ich Ihren Standpunkt.«

Mullen sprach jetzt etwas schneller. Eine kontrollierte Hitzigkeit war in seine Worte gedrungen.

»Es gab Tage, da dachte ich: Ich werde es ihnen zeigen. Und dieses mysteriöse ›ihnen‹ umschloß die ganze Erde. Ich wollte die Erde verlassen und mir meinen Weg in andere Welten bahnen. Ich wollte ein neuer und noch kleinerer Napoleon sein. Also ließ ich die Erde hinter mir und ging in das Arkturische System. Und was konnte ich auf den Arkturischen Planeten tun, das ich auf der Erde nicht auch hätte tun können? Nichts. Ich arbeitete in der Buchhaltung. Und jetzt habe ich meinen eitlen Drang, mich auf die Zehenspitzen zu stellen, längst überwunden, Mr. Stuart.«

»Aber warum haben Sie es dann getan?«

»Ich war achtundzwanzig Jahre alt, als ich die Erde verließ und in das Arkturische System kam. Seither bin ich nie mehr auf der Erde gewesen. Dieser Trip sollte nach langer Zeit mein erster Ausflug auf die Erde sein. Ich wollte sechs Monate bleiben. Statt dessen nahmen sie uns gefangen. Sie hätten uns endlos lang festhalten können. Aber ich konnte – ich konnte es nicht zulassen, daß sie mich daran hinderten, zur Erde zu reisen. Welches Risiko das auch immer für mich bedeuten mochte, ich mußte die Absichten der Kloros vereiteln. Es war nicht Liebe zu einer Frau oder Angst oder Haß oder irgendeine Art von Idealismus. Es war stärker als all das.« Mullen

streckte eine Hand aus, als wolle er zärtlich über die Erdkarte an der Wand streichen. Dann fragte er ruhig: »Mr. Stuart, hatten Sie schon jemals Heimweh?«

Die Geschichte eines Helden

Die Leser fragen sich immer wieder, ob die Meinungen der Personen in einer Erzählung mit den Meinungen des Autors übereinstimmen. Die Antwort lautet: »Nicht notwendigerweise ...«, aber man sollte noch hinzufügen: »Aber meistens ...«

Wenn ich eine Erzählung schreibe, in der gegensätzliche Charaktere gegensätzliche Meinungen vertreten, so bemühe ich mich nach Kräften, jede Person ihre Meinung ehrlich ausdrücken zu lassen.

Es gibt wenig Menschen, die mit Richard III. sagen: »Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter kann kürzen diese fein beredten Tage, bin ich gewillt, ein Bösewicht zu sein.«

Mag Tom dem Dick auch noch so schurkisch erscheinen, Tom hat zweifellos Argumente aufzuweisen, die er ernsthaft vertritt, um sich selbst zu beweisen, daß er gar nicht schurkisch ist. Deshalb ist es lächerlich, einen Schurken ostentativ schurkisch agieren zu lassen. (Außer man besitzt den Genius Shakespeares und kann sich nahezu alles leisten. Aber ich fürchte, das trifft auf mich nicht zu.)

Trotzdem, so sehr ich mich auch bemühe, fair zu sein und den Standpunkt jeder Person ernsthaft zu präsentieren, auch wenn er mit dem meinen nicht übereinstimmt, so kann ich Meinungen, die ich nicht vertrete, nicht mit derselben Überzeugungskraft darstellen wie solche, die auch die meinen sind. Außer-

dem enden meine Erzählungen stets so, wie es mir persönlich gefällt. Die Person, die mir sympathisch ist, siegt immer. Auch wenn das Ende traurig ist, ist die Tendenz der Erzählung (ich hasse das Wort ›Moral‹) stets so angelegt, daß sie mich befriedigt.

Wenn Sie die feinen Details meiner Erzählungen übergehen und sie in ihrer Ganzheit betrachten, so glaube ich, daß das Gefühl, das jede einzelne Erzählung in Ihnen weckt, identisch mit meinem Gefühl ist, das ich in diese Erzählung gelegt habe. Das ist keine Persönlichkeitspropaganda. Ich bin eben einfach ein Mensch mit ganz bestimmten Gefühlen und kann es nicht verhindern, daß diese Gefühle in meine Erzählungen einströmen.

1951 plante der Anthologe Raymond J. Healy eine Sammlung von Science-Fiction-Erzählungen und bat mich, eine für ihn zu schreiben. Er stellte mir nur eine Bedingung. Er wollte eine Geschichte mit ›Happy-End‹.

Also schrieb ich eine Erzählung mit ›Happy-End‹. Da ich aber stets danach strebe, die Wege der Routine zu verlassen, versuchte ich, eine Erzählung mit unerwartetem ›Happy-End‹ zustande zu bringen, eine Erzählung, in der der Leser erst ganz zum Schluß herausfindet, worin das ›Happy-End‹ wirklich besteht.

Erst nachdem ich dieses Vorhaben (hoffentlich) erfolgreich beendet hatte und meine Erzählung veröffentlicht worden war, bemerkte ich, daß meine Bemühungen um die schriftstellerische Technik mich

meine eigenen Intentionen hatten vergessen lassen. Irgendwie gibt diese Erzählung meine eigenen Gefühle nicht wieder.

Der kompetente Science-Fiction-Kritiker Groff Conklin meinte, daß ihm diese Erzählung gefiele, obwohl sie nicht mit seiner eigenen Philosophie übereinstimme, und zu meiner Verwirrung entdeckte ich, daß das auch auf meine eigene Philosophie zutrifft.

In dem großen Hof, der wie eine Oase unberührten Friedens inmitten der über fünfzig Quadratmeilen verstreuten, hochaufragenden Gebäude der Vereinigten Welten der Galaxis mit ihrer pulsierenden Geschäftigkeit lag, steht eine Statue. Sie steht so, daß sie nachts zu den Sternen aufblicken kann. Noch andere Statuen stehen rings um den Hof, aber diese eine steht in der Mitte, allein.

Es ist keine sehr gute Statue. Das Gesicht ist zu edel und läßt alle Lebendigkeit vermissen. Die Stirn ist etwas zu hoch, die Nase eine Spur zu symmetrisch, die Kleidung eine Kleinigkeit zu ordentlich. Die ganze Gestalt wirkt viel zu überirdisch, um wirklich zu sein. Man kann annehmen, daß dieser Mann in seinem realen Leben vielleicht ab und zu die Stirn gerunzelt oder Schluckauf gehabt hat. Aber die Statue scheint dem Betrachter suggerieren zu wollen, daß es solche Unvollkommenheiten im Leben dieses Mannes nicht gegeben hat.

Es handelt sich hier um eine Art verständlichen,

übertriebenen Schadenersatz. Dem Mann waren zeit-
lebens keine Denkmäler errichtet worden, und die
erfolgreichen Generationen nach ihm fühlen sich
schuldig, wenn sie in die Vergangenheit blicken.

Der Name auf dem Podest lautet ›Richard Sayama
Altmayer‹. Darunter steht ein kurzer Satz und drei
vertikal angeordnete Daten. Der Satz heißt: »Eine
gute Absicht kann nicht fehlschlagen.« Bei den drei
Daten handelt es sich um den 17. Juni 2755, den 5.
September 2788 und den 21. Dezember 2800. Die
Jahreszahlen wurden nach der atomaren Zeitrech-
nung angegeben, die mit dem Abwurf der ersten
Atombombe im Jahr 1945 der alten Ära einsetzt.

Keines dieser Daten gibt den Geburts- oder Todes-
tag an, weder den Tag seiner Verhelichung oder den
Tag einer Heldentat, ebenso keinen anderen Tag, an
den die Mitglieder der Vereinigten Welten mit Freu-
de oder Stolz zurückdenken. Diese drei Daten sind
nichts anderes als Ausdruck von Schuldgefühlen.

Kurz gesagt, diese drei Daten geben die Tage an,
an denen Richard Sayama Altmayer ins Gefängnis
wanderte, weil er eine Meinung vertrat.

17. Juni 2755

Im Alter von zweiundzwanzig Jahren war Dick Alt-
mayer noch temperamentvoll genug, um richtig wü-
tend zu werden. Sein Haar war noch dunkelbraun,
und er trug noch nicht den Schnurrbart, der in späte-
ren Jahren so charakteristisch für ihn werden sollte.
Seine Nase war dünn und lang, aber seine Gesichts-

züge wirkten noch sehr jugendlich. Erst später sollte die Hagerkeit seiner Wangen diese Nase in das berühmte Wahrzeichen verwandeln, das heute Billionen von Schulkindern kennen.

Geoffrey Stock stand in der Tür und betrachtete die Ergebnisse der Wut seines Freundes. Kalte, kluge Augen blickten aus seinem runden Gesicht. Bald würde er die erste der Militäruniformen anziehen, in denen er den Rest seines Lebens verbringen sollte.

»Du große Galaxis!« sagte er.

Altmayer blickte auf.

»Hallo, Jeff.«

»Was ist denn passiert, Dick? Ich dachte, deine Prinzipien würden dir jede Art von Zerstörung verbieten. Dieser Leseapparat wirkt aber doch irgendwie zerstört.« Er hob die einzelnen Teile auf.

»Ich hielt ihn gerade in der Hand, als aus meinem Wellenempfänger die offizielle Nachricht kam. Du weißt, welche.«

»Ich weiß. Es ist mir auch passiert. Wo ist er?«

»Da auf dem Boden. Ich habe das Kabel aus der Wand gerissen, als er losrülpte. Los, wir werfen ihn in den Atomkanal.«

»Halt, du kannst doch nicht ...«

»Warum nicht?«

»Weil es sinnlos ist. Du mußt zur Musterung antreten.«

»Aber warum?«

»Sei nicht so blöd, Dick.«

»Es ist eine Frage der Prinzipien.«

»Das ist doch verrückt! Du kannst nicht gegen den ganzen Planeten kämpfen.«

»Ich will nicht gegen den ganzen Planeten kämpfen, nur gegen die wenigen, die uns in Kriege verwickeln.«

Stock zuckte mit den Schultern.

»Das bedeutet aber den ganzen Planeten. Deine verrückte Behauptung, daß nur die wenigen Führer die armen Leute in den Krieg treiben, sind doch Hirngespinnste. Glaubst du nicht, daß diese Leute für den Krieg stimmen würden, wenn eine Wahl stattfände?«

»Das besagt gar nichts, Jeff. Die Regierung lenkt die Organe ...«

»Die Organe der Propaganda, ich weiß. Ich habe dir oft genug zugehört. Aber warum willst du nicht zur Musterung antreten?«

Altmayer wandte sich ab.

»Vorerst wirst du kaum der ärztlichen Untersuchung entgehen können.«

»Doch. Ich war im Weltraum.«

»Das hat nichts zu bedeuten. Die Ärzte lassen dich schon auf ein Raumschiff hopsen, wenn du keinen Herzfehler hast und nicht nervenschwach bist. Aber um auf einem Militärschiff Dienst zu tun, ist wesentlich mehr erforderlich. Wie kannst du denn wissen, ob du qualifiziert bist oder nicht?«

»Das ist eine beleidigende Frage, Jeff. Ich habe keine Angst zu kämpfen.«

»Glaubst du, daß du den Krieg auf diese Weise

aufhalten kannst?«

»Ich wünschte, ich könnte es.« Altmayers Stimme zitterte. »Die ganze Menschheit müßte eine Einheit bilden. Es dürfte keine Kriege mehr geben, keine Raumflotten, nur geschaffen zum Zweck der Zerstörung. Die Galaxis ist bereit, sich den vereinten, friedlichen Bemühungen der menschlichen Rasse zu öffnen. Statt dessen streiten wir uns seit fast zweitausend Jahren herum und vernichten die Galaxis.«

Stock lachte.

»Und daran tun wir ganz recht. Es gibt mehr als achtzig von einander unabhängige Planetensysteme.

»Und wir sind die einzige intelligente Rasse in der Galaxis?«

»Oh, die Diaboli, deine seltsamen Teufel.« Stock legte seine Fäuste an die Schläfen, streckte die beiden Zeigefinger aus und wackelte mit ihnen.

»Sie sind nicht meine Teufel. Sie gehen die ganze Menschheit etwas an. Sie haben eine einzige Regierung, die über mehr Planeten herrscht, als in unserer wunderbaren Galaxis mit ihren achtzig unabhängigen Systemen zu finden sind.«

»Sicher, und ihr nächstliegender Planet ist nur fünfzehnhundert Lichtjahre von der Erde entfernt, und sie können auf Sauerstoffplaneten nicht leben.« Langsam verlor Stock seine gute Laune. »Dick, ich bin hierhergekommen, um dir zu sagen, daß ich nächste Woche zur Musterung gehe. Kommst du mit mir?«

»Nein.«

»Du bist fest entschlossen?«

»Ich bin fest entschlossen.«

»Du wirst nichts dabei gewinnen. Es wird sich keine begeisternde Flamme auf der Erde entzünden, die Millionen junge Männer mitreißen wird, deinem Beispiel zu folgen. Du wirst ganz einfach ins Gefängnis gesteckt.«

»Nun, dann werde ich eben ins Gefängnis gesteckt.«

Und so kam es auch. Am 17. Juni 2755 des atomaren Zeitalters, nach einer kurzen Gerichtsverhandlung, in der Richard Sayama Altmayer es ablehnte, einen Verteidiger zu präsentieren, wurde er für drei Jahre oder beziehungsweise für die Dauer des Krieges ins Gefängnis gesteckt. Es dauerte vier Jahre und zwei Monate, bis der Krieg definitiv zu Ende war, obwohl die Verteidigung von Satannia nicht zerstört worden war. Die Erde hatte die alleinige Herrschaft über einige Asteroiden gewonnen, viele Handelsvorteile und einen Teil der satannischen Raumflotte.

Die Menschheit hatte etwa zweitausend Schiffe verloren, natürlich auch ihre Besatzungen, außerdem wurden mehrere Millionen Menschen während des Bombardements getötet. Die Flotten der beiden kriegführenden Mächte hatten das Bombardement auf die Außenposten ihrer Planetensysteme beschränkt, so daß die Erde und Satannia selbst kaum in Mitleidenschaft gezogen worden waren.

Der Krieg hatte wieder einmal bewiesen, daß die Erde die stärkste menschliche Militärmacht war.

Geoffrey Stock hatte während des ganzen Krieges gekämpft, ohne eine ernsthafte Verwundung davonzutragen. Zu Ende des Krieges hatte er den Rang eines Majors erreicht. Er nahm an der ersten diplomatischen Mission teil, die die Erde zu den Welten der Diaboli sandte. Dies war der erste Schritt in seiner bedeutenden militärischen und politischen Karriere.

5. September 2788

Sie waren die ersten Diaboli, die jemals die Erde betreten hatten. Die Zeitungen, Nachrichtensendungen in Rundfunk und Fernsehen machten das jedem klar, der noch daran gezweifelt hatte. Die Föderalistische Partei zeigte großes Interesse daran, daß diese Tatsache immer wieder betont wurde.

Zu Beginn des Jahrhunderts waren menschliche Forscher zum erstenmal auf die Diaboli gestoßen. Sie waren intelligent und hatten die interstellare Raumfahrt etwas früher als die Menschen entwickelt. Auch das galaktische Volumen ihres Herrschaftsgebiets war größer als das der Menschen.

Zwanzig Jahre später hatten reguläre diplomatische Beziehungen zwischen den Diaboli und den bedeutendsten menschlichen Mächten eingesetzt, und zwar sofort nach dem Krieg zwischen Satannia und der Erde. Zu dieser Zeit waren die Außenposten des Herrschaftsbereiches der Diaboli bereits auf zwanzig Lichtjahre an die äußersten Planeten der Menschen herangerückt. Sie breiteten sich immer mehr aus, gründeten Handelsrouten, bemühten sich um die

Rechte auf unbesetzte Asteroiden, schickten ihre Missionen kreuz und quer durch den Raum.

Und jetzt waren sie auf der Erde selbst. Sie wurden als Gleichberechtigte behandelt, und die Regenten des dichtbevölkerten Zentrums der Menschenplaneten sahen in ihnen vielleicht sogar etwas mehr als gleichberechtigte Geschöpfe. Die beschämendste Statistik, die die Föderalisten immer wieder laut hinausposaunten, lautete: Obwohl die Zahl der lebenden Diaboli etwas kleiner ist als die der lebenden Menschen, hatten sie doch innerhalb von fünfzig Jahren fast fünfhundert neue Welten kolonisiert, während die Erde nur fünf geschafft hatte.

»Hundert ihrer Welten kommen auf eine von uns«, schrien die Föderalisten. »Und das nur, weil sie eine einzige politische Organisation haben und wir nahezu hundert.« Aber relativ wenig Menschen auf der Erde und noch weniger im Raum der ganzen Galaxis hörten auf die Föderalisten und ihre Forderung nach einer galaktischen Union.

Menschenmengen säumten die Straßen, auf denen die Diabolische Mission von ihrer spezialklimatisierten Suite im besten Hotel der Stadt zum Verteidigungsministerium fuhr. Die Menschen betrachteten die Fremden im großen und ganzen ohne Feindseligkeit. Man war hauptsächlich neugierig und ziemlich verwirrt.

Die Diaboli boten keinen angenehmen Anblick. Sie waren größer und massiver gebaut als Erdenmenschen. Vier dicke Beine wuchsen dicht nebeneinan-

der aus ihrer unteren Körperhälfte. Den Oberkörper zierten zwei Arme mit flexiblen Fingern. Ihre Haut war faltig und nackt, sie trugen keine Kleider. Ihre breiten, schuppigen Gesichter zeigten keinen Ausdruck, den die Erdenmenschen hätten interpretieren können. Aus der flachen Stirn über den Augen mit den großen Pupillen sprangen zwei kurze Hörner. Diese Eigentümlichkeit hatte den Geschöpfen zu ihrem Erdennamen verholfen. Zuerst hatte man ›Teufel‹ gesagt, und dann war man zu der etwas freundlicher klingenden lateinischen Form übergegangen.

Jeder trug zwei zylinderförmige Behälter auf dem Rücken, aus denen biegsame Röhren zu ihren Nasenlöchern führten. Die Behälter enthielten eine Mischung von Soda und Kalk, die das für die Diaboli giftige Kohlendioxyd in der Erdenluft absorbierte. Ihr eigener Stoffwechsel beruhte auf der Reduktion von Schwefel, und manchmal konnten die Vordersten in der dicht gedrängten Menschenreihe den Hauch von Schwefelwasserstoff riechen, den die Diaboli ausatmeten.

Der Führer der Föderalisten stand ebenfalls in der Menge. Er stand etwas weiter hinten, wo er die Aufmerksamkeit der Polizisten nicht auf sich zog. Die Beamten hatten die Menschen von den Straßen entfernt und sorgten nun von ihren kleinen Flugrädern aus für Ordnung. Mit diesen Fahrzeugen konnte man auch durch die dichteste Menschenmenge schnell und gewandt hindurchmanövrieren.

Das Gesicht des Föderalistenführers war hager,

seine Nase lang und dünn, und das braune Haar begann zu ergrauen. Er wandte sich ab.

»Ich kann ihren Anblick nicht ertragen.«

Sein Begleiter war etwas philosophischer eingestellt.

»Aber ihr Geist ist nicht häßlicher als der unserer gutaussiehenden Beamten. Diese Kreaturen sind sich wenigstens selbst treu.«

»Leider hast du nur zu recht. Sind wir ganz fertig?«

»Ja. Keiner von ihnen wird am Leben bleiben und zu seiner Welt zurückkehren.«

»Gut! Ich werde hier bleiben und das Zeichen geben.«

Die Diaboli unterhielten sich miteinander. Diese Tatsache konnte allerdings von keinem menschlichen Wesen bemerkt werden, wenn es auch noch so lange an die Fremden herankam. Sie konnten sich natürlich auch durch gewisse Laute verständigen, aber sie hatten noch eine andere Methode. Die Haut zwischen ihren Hörnern konnte durch eine Art der Muskelspannung, die es bei den Menschen nicht gab, in schnelles Vibrieren versetzt werden. Die kleinen Wellen, die auf diese Weise durch die Luft gesendet wurden, hatten eine zu hohe Schwingung, um vom menschlichen Ohr gehört werden zu können, und sie waren so fein, daß auch das sensitivste, von den Menschen erfundene Instrument sie nicht registrieren konnte. Zu dieser Zeit war den Menschen diese Art

der Kommunikation der Diaboli noch gar nicht bekannt.

»Wußtet ihr, daß dieser Planet die Ursprungswelt der Zweibeiner ist?« fragte eine Vibration.

Ein Chor von ›Nein‹-Vibrationen ertönte, und dann sagte eine einzelne Vibration: »Weißt du das von deinen Studien über die Zweibeiner-Kommunikationen her, du komischer Kerl?«

»Komisch? Weil ich ihre Kommunikationsformen studiert habe? Das sollten mehrere von unseren Leuten tun, anstatt so borniert darauf zu bestehen, daß die ganze Zweibeiner-Kultur völlig wertlos ist. Wir könnten von einer viel besseren Position aus mit den Zweibeinern verhandeln, wenn wir mehr über sie wüßten. Ihre Geschichte ist auf schreckliche Weise interessant.«

»Und doch«, sagte eine andere Vibration, »unsere ersten Kontakte mit den Zweibeinern zeigten doch fast eindeutig, daß sie vom Ursprung ihrer Rasse auf diesem Planeten nichts wissen. Auf diesem Planeten namens Erde gibt es keinen Verehrungskult oder irgendwelche Gedenkriten. Bist du sicher, daß deine Information stimmt?«

»Ganz sicher. Das Fehlen von Ritualen und die Tatsache, daß diese Welt alles andere als ein Reliquienschrein ist, erscheint im Licht der Zweibeiner-Geschichte völlig verständlich. Die Zweibeiner auf den anderen Planeten würden der Erde diese Ehre nicht gönnen. Es würde die unabhängige Würde ihrer eigenen Planeten vermindern.«

»Das verstehe ich nicht ganz.«

»Ganz verstehe ich es auch nicht, aber nach einigen Tagen der Lektüre habe ich doch einiges herausgefunden. Es scheint, als ob die Zweibeiner in einer einzigen politischen Union gelebt hätten, bevor sie die interstellare Raumfahrt aufnahmen.«

»Natürlich.«

»Für diese Zweibeiner ist das nicht natürlich. Es war eine ungewöhnliche Epoche in ihrer Geschichte, und sie dauerte nicht lange an. Nachdem die Kolonien auf den verschiedenen Kolonien aufgeblüht waren und eine gewisse Reife erlangt hatten, war es ihr dringlichstes Interesse, sich von der Mutterwelt zu lösen. Damals begann die erste Serie der interstellaren Kriege der Zweibeiner.«

»Schrecklich! Wie Kannibalen!«

»Ja, nicht wahr? Ich hatte tagelang Verdauungsschwierigkeiten, als ich das bei meinen Studien entdeckt hatte. Mein Wiedergekäutes war ganz sauer. Jedenfalls, die verschiedenen Kolonien gewannen ihre Unabhängigkeit, so daß wir jetzt eine Situation vorfinden, die uns wohlbekannt ist. All die Königreiche, Republiken und Demokratien der Zweibeiner sind ganz einfach winzige Klümpchen von Welten, und jedes besteht aus einer Hauptwelt und ein paar kleinen Nebenwelten, die ihrerseits immer wieder versuchen, ihre Unabhängigkeit zu erlangen oder von einer Hauptwelt zur anderen geschoben werden. Die Erde ist die mächtigste der Hauptwelten und hat etwa ein Dutzend Nebenwelten unter sich.«

Unglaublich, daß diese Kreaturen so blind für ihre eigenen Interessen sind! Hat denn jene einzige Regierung, die sie damals beherrschte, als sie noch aus einer einzigen Welt bestanden, keine Tradition begründet?«

»Ich sagte doch, das war etwas ganz Ungewöhnliches für sie. Diese eine Regierung bestand nur ein paar Jahrzehnte. Davor war auch dieser Planet in mehrere politische Einheiten zersplittert.«

»So etwas habe ich noch nie gehört.« Die überschallgeschwinden Wellen der Diaboli vibrierten eine Weile erregt durcheinander.«

»Tatsächlich, sie haben höchstens eine animalische Intelligenz.«

Sie waren beim Verteidigungsministerium angelangt.

Die fünf Diaboli standen an dem langen Tisch. Sie standen, weil ihre Anatomie das Sitzen nicht zuließ. Auf der anderen Seite des Tisches standen fünf Erdemänner. Für die Menschen wäre es natürlich bequemer gewesen zu sitzen, aber verständlicherweise wollten sie ihr Handikap der kleineren Körpergröße nicht noch betonen. Der Tisch war sehr breit, der breiteste, der aufzutreiben gewesen war. Das war den menschlichen Nasen zuliebe geschehen, denn von den Diaboli ging ein ständiger Geruch von Schwefelwasserstoff aus, wenn sie atmeten, der sich noch verstärkte, wenn sie sprachen.

Für gewöhnlich dauerten die Unterredungen nicht länger als eine halbe Stunde, und am Ende dieser

Zeitspanne beendeten die Diaboli die Gespräche ohne große Formalitäten. Sie drehten sich einfach um und gingen. Diesmal wurde ihr Abgang jedoch unterbrochen. Ein Mann trat ein, und die fünf Erdendiplomaten traten beiseite, um ihm Platz zu machen. Er war größer als die anderen Erdenmänner und trug seine Uniform mit der Selbstverständlichkeit langer Gewohnheit. Sein Gesicht war rund, und er hatte kluge, kalte Augen. Sein schwarzes Haar war ziemlich dünn, zeigte aber noch keine Spur von Grau. Eine Narbe lief von seiner Kinnschuppe den Hals hinab bis in den hohen lederbraunen Kragen. Eine Wunde, die vielleicht von einer Strahlwaffe stammte, die irgendein Feind dem Mann in irgendeinem der fünf Kriege zugefügt hatte, an denen er aktiv teilgenommen hatte.

»Meine Herren«, sagte der Chef der menschlichen Diplomatendelegation, »darf ich Ihnen den Verteidigungsminister vorstellen?«

Die Diaboli waren etwas erschrocken. Obwohl ihr Gesichtsausdruck undurchdringlich war, vibrierte ihre Hirnhaut erregt. Ihr strenger Sinn für Hierarchie war durcheinandergebracht worden. Der Minister war zwar nur ein Zweibeiner, aber vom Standpunkt der Zweibeiner aus gesehen, war er ranghöher als sie. Sie konnten keine Geschäfte mit ihm abwickeln.

Der Minister war sich ihrer Gefühle bewußt, aber in diesem Fall hatte er keine andere Wahl. Für wenigstens zehn Minuten mußten die Diaboli noch aufgehalten werden, und eine gewöhnliche Unterbre-

chung hätte das nicht vermocht.

»Meine Herren«, sagte er, »ich muß Sie um die Gefälligkeit bitten, diesmal etwas länger zu bleiben.«

Der Führer der Diaboli antwortete mit größtmöglicher Annäherung an die englische Sprache, der ein Diabolus fähig war. Ein Diabolus hatte zwei Münder. Einer saß an der äußersten Stelle seiner Kinnbacken und wurde zum Essen benutzt. Wie dies vor sich ging, hatte noch kein menschliches Wesen gesehen, denn die Diaboli zogen es vor, ganz exklusiv in der Gesellschaft ihrer Artgenossen zu speisen. Eine kleinere Mundöffnung, etwa zwei Zoll breit, diente zum Sprechen. Wenn sie sich auseinanderzog, enthüllte sie ein gummiartiges Loch, denn die Diaboli hatten keine Zähne. Dieser Mund blieb während des Sprechens offen, denn die Konsonanten wurden am Gaumen geformt. Die Worte kamen heiser und verschwommen, aber man konnte sie verstehen.

»Sie werden uns entschuldigen«, sagte der Diabolus. »Wir leiden bereits.« Und seine Stirn signalisierte, unhörbar für die Menschen: »Sollen wir denn in ihrer schrecklichen Atmosphäre ersticken? Wir müssen um größere Absorbier-Zylinder bitten.«

Der Verteidigungsminister sagte: »Ich kann Ihre Gefühle verstehen, aber dies ist für mich die einzige Gelegenheit, mit Ihnen zu sprechen. Vielleicht könnten Sie uns die Ehre geben, mit uns zu essen.«

Der Erdenmann, der neben dem Minister stand, konnte ein Stirnrunzeln nicht unterdrücken. Hastig zog er ein Blatt Papier aus der Tasche, kritzelte etwas

darauf und reichte es dem Minister.

Dieser las: »Nein! Sie essen geschwefeltes Heu. Stinkt unerträglich.«

Der Minister zerknüllte das Papier und ließ es zu Boden fallen.

»Die Ehre ist auf unserer Seite«, sagte der Diabolus, »wenn wir physisch imstande wären, Ihre fremde Atmosphäre für eine so lange Zeitspanne zu ertragen, würden wir Ihre Einladung gern annehmen.« Und via Stirn sagte er verärgert: »Sie können uns doch nicht zumuten, mit Ihnen zu essen und mitanzusehen, wie sie die Tierleichen verschlingen. Da wäre mein Wiedergekäutes ja für alle Zeit sauer.«

»Wir respektieren Ihre Gründe«, sagte der Minister. »Dann wollen wir unsere Probleme also jetzt gleich besprechen. In den bisherigen Verhandlungen ist es uns nicht gelungen, von Ihrer Regierung, die Sie repräsentieren, irgendeinen klaren Hinweis zu erhalten, wo und wie sie sich die Grenzen ihrer Einflußsphäre vorstellt. Wir haben Ihnen in dieser Beziehung schon mehrere Vorschläge unterbreitet.«

»Was das Erdterritorium betrifft, so sind wir doch zu einer Definition gekommen.«

»Aber Sie werden doch einsehen, daß das für uns unbefriedigend ist. Die Grenzen der Erde und die Grenzen Ihres Gebietes berühren sich nirgends. Diese Tatsache haben Sie als einzige festgestellt. Aber auch das ist unbefriedigend.«

»Wir verstehen nicht ganz. Wollen Sie über die Grenzen zwischen uns und beispielsweise dem unab-

hängigen Königreich Wega diskutieren?«

»Allerdings.«

»Das ist nicht möglich, Sir. Sie werden einsehen, daß die Beziehungen zwischen uns und der souveränen politischen Einheit Wega nicht Angelegenheit der Erde sein können. Darüber können wir nur mit Wega diskutieren.«

»Dann wollen Sie hundertmal mit hundert menschlichen Weltsystemen verhandeln?«

»Wenn es notwendig ist, ja. Ich möchte aber betonen, daß diese Notwendigkeit nicht von uns hervorgerufen wird, sondern von der Art der menschlichen politischen Organisation.«

»Das begrenzt unser Diskussionsthema natürlich drastisch.« Der Minister wirkte irgendwie abwesend. Er lauschte, nicht direkt auf die Worte des Diabolus, sondern offensichtlich auf irgendwelche entfernte Geräusche.

Eine leise Bewegung war zu hören, Stimmen, dann das Krachen von Atomgewehren, das Rattern von Polizeiflugrädern.

Die Diaboli ließen nicht erkennen, daß sie etwas gehört hatten. Aber das lag nicht an ihrer Höflichkeit. Wenn sie auch fähig waren, überschallgeschwinde Laute wahrzunehmen, so war ihr Gehör gewöhnlichen Erdengeräuschen gegenüber taub.

»Wir bitten um die Erlaubnis, unsere Überraschung auszudrücken«, sagte der Diabolus. »Wir waren der Meinung, dies alles sei Ihnen bekannt.«

Ein Mann in Polizeiuniform erschien in der Tür.

Der Minister wandte sich ihm zu, und der Polizist verschwand mit einem kurzen Nicken.

»Sicher«, sagte der Minister, plötzlich kurzangebunden. »Ich wollte mich nur noch einmal über den Stand der Dinge persönlich informieren. Glauben Sie, daß Sie imstande sein werden, morgen die Verhandlungen wieder aufzunehmen?«

»Sicher, Sir.«

Einer nach dem anderen, langsam und würdevoll, wie es den Herren des Universums zustand, verließen die Diaboli den Verhandlungsraum.

Einer der Erdenmänner sagte: »Ich bin froh, daß sie abgelehnt haben, mit uns zu essen.«

»Ich wußte, daß sie das nicht annehmen würden«, sagte der Minister nachdenklich. »Sie sind Vegetarier. Allein der Gedanke, Fleisch zu essen, macht sie ganz krank. Ich habe sie essen sehen. Sie ähneln darin unseren Rindern. Sie schlingen ihr Futter hinein, und dann stehen sie feierlich im Kreis und beginnen in einer sogenannten Gedankengemeinschaft zu wiederkauen. Vielleicht verständigen sie sich dabei auf irgendeine Weise, die uns unbekannt ist. Der große Unterkiefer rotiert in einem langsamen, mahlenden Prozeß ...«

Der Polizist erschien wieder in der Tür.

Der Minister brach ab und fragte: »Haben Sie alle?«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie Altmayer?«

»Ja, Sir.«

»Gut.«

Die Menschenmenge hatte sich wieder versammelt, als die Diaboli das Ministerium verließen. Der Zeitplan wurde streng eingehalten. Um drei Uhr nachmittags verließen sie ihre Suite, waren drei Minuten zum Ministerium unterwegs, um drei Uhr fünfunddreißig verließen sie das Ministerium wieder und kehrten in ihre Suite zurück. Die Fahrtroute wurde ständig von Polizisten bewacht. Mit ausdruckslosen Gesichtern, fast mechanisch, patrouillierten sie die breite Straße auf und ab.

In der Mitte ihrer Marschroute klangen plötzlich Schreie auf. Die meisten der versammelten Leute hatten die Worte nicht verstanden, denn gleich darauf krachten Atomgewehre, und blaßblaue Leuchtwolken stiegen in die Luft. Die Polizistenflugräder sprangen sieben Fuß hoch in die Luft, die Polizisten zogen ihre eigenen Atomwaffen, landeten geschickt mitten in einer Menschengruppe, ohne jemanden zu verletzen, und sprangen sofort wieder hoch. Das erregte Stimmengewirr vermischte sich zu einem einzigen Lautschwall.

Mitten durch das Durcheinander marschierten die Diaboli ruhig wie immer. Entweder hörten sie nichts, oder es lag unter ihrer Würde, Reaktionen zu zeigen.

Weit hinten in der Menge, fern vom Zentrum der Aufregung, strich sich Richard Sayama Altmayer zufrieden über die Nase. Die strenge Zeiteinteilung der Diaboli hatte eine minutiös genaue Planung ermöglicht. Die erste Störung sollte nur die Polizei ab-

lenken. Aber jetzt ...

Er schoß mit einer harmlosen Knallpistole in die Luft.

Sofort krachten aus vier Richtungen Gewehrschüsse. Scharfschützen feuerten von den Dächern der Gebäude, die die Straße säumten.

Die Diaboli schwankten, ihre Körper wurden von den Kugeln zerrissen, einer nach dem anderen sank zu Boden.

Polizisten tauchten an Altmayers Seite auf. Erstaunt starrte er sie an.

»Sie waren schnell da, aber Sie sind zu spät gekommen«, sagte er mit sanfter Stimme, denn in zwanzig Jahren hatte er sich seine Wutausbrüche abgewöhnt, und zeigte auf die Diaboli.

Der Polizist, der Altmayer mit festem Griff am Arm gepackt hatte, nahm ihm die Knallpistole ab und untersuchte ihn schnell nach weiteren Waffen. Er war Captain. Steif sagte er: »Ich glaube, Sie haben einen Fehler gemacht, Mr. Altmayer. Sie haben kein Blut vergossen.« Auch er deutete in die Richtung der Diaboli.

Verwirrt wandte sich Altmayer um. Die Kreaturen lagen auf der Seite, manche waren in Stücke gerissen, zerfetzte Haut hing von ihnen, ihre Gestalten waren verkrümmt, aber der Captain hatte recht. Kein Blut. Altmayers bleiche Lippen bewegten sich lautlos.

Der Captain interpretierte die Lippenbewegung richtig.

»Sie haben recht, Sir, es sind Roboter.«

»Und aus dem großen Tor des Verteidigungsministeriums traten die echten Diaboli. Die Polizisten bahnten ihnen einen Weg, aber einen anderen, als sie sonst benutzten. Der Anblick ihrer eigenen Travestien aus Plastik und Aluminium, die nun zerrissen auf der Straße lagen, sollte ihnen erspart werden.

»Ich bitte Sie, keine Schwierigkeiten zu machen, Mr. Altmayer«, sagte der Captain. »Folgen Sie mir. Der Verteidigungsminister will mit Ihnen sprechen.«

»Ich komme, Sir.« Dumpfe Enttäuschung überwältigte Altmayer.

Geoffrey Stock und Richard Altmayer sahen sich zum erstenmal nach fast einem Vierteljahrhundert wieder, hier im Privatbüro im Verteidigungsministerium. Der Raum war einfach eingerichtet. Ein Schreibtisch, ein Lehnstuhl und zwei weitere Sessel. Alle waren von stumpfbrauner Farbe. Die Sitzflächen der Sessel waren mit braunem Schaumgummi ausgelegt, was mehr der Bequemlichkeit als dem Luxus dienen sollte. Ein Mikro-Leseapparat stand auf dem Tisch, und in einem Kasten dahinter wurden Filmspulen aufbewahrt. An der dem Schreibtisch gegenüberliegenden Wand hing eine dreidimensionale Photographie der alten *Dauntless*, der ersten Raumkriegsschiffes, das der Verteidigungsminister befiehlt hatte.

»Ein etwas lächerliches Zusammentreffen nach so vielen Jahren«, sagte Stock. »Ich bedaure das.«

»Warum, Jeff?« Altmayer zwang sich zu einem Lächeln. »Ich bedaure gar nichts, außer daß ich mich von dir mit diesen Robotern habe zum Narren halten lassen.«

»Das war nicht schwierig. Und es war eine glänzende Gelegenheit, deine Partei zu ruinieren. Ich bin sicher, nach diesem Vorfall sind sie sehr in Mißkredit geraten. Der Pazifist will einen Krieg heraufbeschwören, der Apostel der Milde dingt Meuchelmörder.«

»Krieg gegen den wahren Feind«, sagte Altmayer traurig.

»Aber du hast recht. Es ist ein Zeichen meiner Verzweiflung, daß ich zu solchen Mitteln griff. Wie hast du von meinem Plan erfahren?«

»Du überschätzt noch immer die Menschheit, Dick. In jeder Verschwörung sind die Menschen, die sich an ihr beteiligen, die schwachen Punkte. Du hattest fünfundzwanzig Mitverschwörer. Kamst du nie auf den Gedanken, daß vielleicht ein Verräter unter ihnen sein könnte – oder einer meiner Leute?«

Eine dunkle Röte brannte auf Altmayers hohen Backenknochen.

»Wer war es?«

»Das kann ich dir leider nicht sagen. Vielleicht setzen wir ihn noch einmal ein.«

Altmayer lehnte sich müde zurück.

»Was hast du dabei gewonnen?«

»Was hast du dabei gewonnen?« Du bist heute noch genau so unzugänglich wie damals, als ich dich

das letztemal gesehen habe, an dem Tag, als du dich entschlossen hast, lieber ins Gefängnis zu wandern als zur Musterung anzutreten. Du hast dich nicht geändert.«

Altmayer schüttelte den Kopf.

»Die Wahrheit ändert sich nicht.«

»Wenn es die Wahrheit ist, warum erleidest du dann nur Fehlschläge?« fragte Stock ungeduldig. »Dein Gefängnisaufenthalt hat dir nichts eingebracht. Der Krieg ging weiter. Und dann hast du eine politische Partei gegründet. Alles, was sie unternahm, mißlang. Und jetzt ist auch das Attentat fehlgeschlagen. Du bist bald fünfzig, Dick. Was hast du gewonnen? Nichts.«

»Und du bist in den Krieg gezogen, hast ein Raumschiff befehligt und bist schließlich Regierungsmitglied geworden. Du hast viel erreicht. Aber Erfolge und Fehlschläge sind mit zweierlei Maß zu messen. Worin kann man Erfolg haben? In der Vernichtung der Menschheit? Und kann man es einen Mißerfolg nennen, wenn der Versuch, diese Vernichtung zu verhindern, fehlschlägt? Ich möchte nicht mir dir tauschen. Jeff, merk dir eines: Eine gute Absicht kann nicht fehlschlagen. Ihr Erfolg kann nur verzögert werden.«

»Auch wenn du für deine heutige Tat exekutiert wirst?«

»Auch dann. Jemand anderer wird in meinem Geist weiterarbeiten, und sein Erfolg wird auch der meine sein.«

»Und wie sieht dieser Erfolg in deinen Augen aus? Kannst du dir eine Union der Welten vorstellen, eine galaktische Föderation? Willst du, daß Satannia unsere Angelegenheiten regelt? Soll uns ein Weganer sagen, was wir tun sollen? Soll die Erde selbst über ihr Schicksal bestimmen oder der Gnade einer Union von blindlings zusammengewürfelten Mächten ausgeliefert sein?«

»Wir wären ihrer Gnade nicht weniger ausgeliefert als sie der unseren.«

Abgesehen davon, daß wir die reichste Macht sind. Wir würden um des Notstandsgebiets im Sirius-Sektor willen geplündert werden.«

»Und das zurückzahlen, was die Erde während der Kriege geplündert hat, die dann nicht mehr stattfinden.«

»Weißt du auf alle Fragen eine Antwort, Dick?«

»In zwanzig Jahren haben wir alle Fragen gefragt, Jeff.«

»Dann beantworte mir folgende Frage: Wie willst du der unwilligen Menschheit diese Union aufzwingen?«

»Deshalb wollte ich die Diaboli töten.« Zum erstenmal zeigte Altmayer eine innere Bewegung. »Es hätte einen Krieg mit den Diaboli heraufbeschworen, und zum erstenmal hätte sich die ganze Menschheit gegen einen gemeinsamen Feind vereint. Unsere politischen und ideologischen Differenzen hätten sich angesichts dieser Gefahr in nichts aufgelöst.«

»Glaubst du das wirklich? Die Diaboli sind uns

niemals zu nahe getreten. Sie können auf unseren Welten nicht leben. Sie müssen auf ihren eigenen Planeten mit der Sulfidatmosphäre und den Ozeanen bleiben, die aus Natriumsulfat-Lösungen bestehen.«

»Die Menschheit weiß es besser, Jeff. Sie breiten sich von Welt zu Welt aus wie eine Atomexplosion. Sie blockieren die Raumfahrt in Regionen, wo es noch unbesetzte Sauerstoffweiten gibt, die *wir* gebrauchen könnten. Sie planen für die Zukunft. Sie schaffen Raum für ungezählte künftige Diaboli-Generationen, während wir uns in eine Ecke der Galaxis zurückziehen und uns zu Tode kämpfen müssen. In tausend Jahren werden wir ihre Sklaven sein. In zehntausend Jahren werden wir ausgelöscht sein. Oh, ja, sie sind ein gemeinsamer Feind, und die Menschheit wird es wissen. Vielleicht kommst du eher darauf, als du denkst.«

»Deine Partei redet viel von den alten Griechen des präatomaren Zeitalters. Sie erzählen, daß die Griechen wunderbare Leute waren, die die höchste Kultur ihrer Zeit besaßen, vielleicht aller Zeiten. Sie wiesen der Menschheit den Weg, den sie nie gänzlich verlassen hat. Sie hatten nur einen Fehler. Sie konnten sich nicht einigen. Ihr Land wurde erobert, und die alten Griechen gingen unter. Und jetzt treten wir in ihre Fußstapfen, nicht wahr?«

»Du hast deine Lektion gut gelernt, Jeff.«

»Du auch, Dick?«

»Was meinst du?«

»Hatten die Griechen keinen gemeinsamen Feind,

gegen den sie sich verbünden konnten?«

Altmayer schwieg.

»Die Griechen kämpften gegen Persien«, sagte Stock, »ihren großen gemeinsamen Feind. Ist es nicht Tatsache, daß ein guter Teil der griechischen Staaten auf der persischen Seite kämpfte?«

»Ja. Weil sie dachten, daß der persische Sieg unvermeidlich war.«

»Die Menschen haben sich nicht geändert, Dick. Warum, glaubst du, sind die Diaboli hier? Worüber verhandeln wir mit ihnen?«

»Ich bin kein Regierungsmitglied.«

»Nein«, sagte Stock wütend. »Aber ich. Wega hat sich mit den Diaboli verbündet.«

»Das glaube ich nicht. Das kann nicht sein.«

»Es ist so. Die Diaboli haben zugestimmt, sie mit fünfhundert Kriegsschiffen zu unterstützen, wann immer sie mit der Erde in Kriegszustand geraten. Als Gegenleistung gibt Wega alle Ansprüche auf die Niggellia-Sterne auf. Wenn dir der Meuchelmord an den Diaboli also wirklich gelungen wäre, hätte es einen Krieg gegeben. Aber die halbe Menschheit hätte auf der Seite der Diaboli gekämpft, auf der Seite unseres sogenannten gemeinsamen Feindes. Und das wollen wir verhindern.«

Altmayer sagte langsam: »Ich bin bereit für die Gerichtsverhandlung. Oder soll ich ohne Prozeß exekutiert werden?«

»Du bist und bleibst ein Narr, Dick. Wenn wir dich erschießen, machen wir einen Märtyrer aus dir.

Wenn wir dich am Leben lassen und nur deine Mittäter exekutieren, wird man dich verdächtigen, daß du deine Gefährten verraten hast. Als mutmaßlicher Verräter wirst du in Zukunft nicht mehr gefährlich sein.«

Und so wanderte Richard Sayama Altmayer am 5. September 2788 nach einem außerordentlich kurzen Prozeß hinter verschlossenen Türen für fünf Jahre ins Gefängnis. Im Jahr seiner Entlassung wurde Geoffrey Stock zum Präsidenten der Erde gewählt.

31. Dezember 2800

Simon Devoire fühlte sich etwas unbehaglich. Er war ein kleiner Mann mit sandfarbenem Haar und einem sommersprossigen roten Gesicht.

»Ich bereue es, daß ich einer Zusammenkunft mit Ihnen zugestimmt habe, Mr. Altmayer«, sagte er. »Es wird Ihnen nicht nützen und mir nur schaden.«

»Ich bin ein alter Mann«, sagte Altmayer. »Was kann ich Ihnen schon anhaben?«

Und er war wirklich ein alter Mann. Um die Jahrhundertwende war er über Sechzig, aber er wirkte noch älter. Sowohl äußerlich als auch in seinem Innern. Seine Kleider waren ihm zu groß. Er schien in ihnen einzuschumpfen. Nur seine Nase war nicht gealtert. Sie war noch immer die lange, dünne, aristokratische Altmayer-Nase.

»Vor Ihnen fürchte ich mich auch nicht«, sagte Devoire.

»Warum nicht? Vielleicht glauben Sie, daß ich die

Männer von '88 verraten habe.«

»Nein, natürlich nicht. Kein Mann mit Verstand glaubt das. Aber die Tage der Föderalisten sind vorbei, Altmayer.«

Altmayer versuchte zu lächeln. Er hatte Hunger. Er hatte an diesem Tag noch nichts gegessen. Keine Zeit ... War die Zeit der Föderalisten vorbei? Den anderen mochte es so scheinen. Die föderalistische Bewegung war in einer Woge der Lächerlichkeit untergegangen. Eine mißlungene Verschwörung wirkt oft romantisch. Man erinnert sich noch nach Generationen an sie, wenn die Umstände des Mißerfolgs würdig waren. Aber auf lebende Kreaturen zu schießen und dann zu entdecken, daß es nur Roboter waren, einem Trick auf den Leim zu gehen, lächerlich gemacht zu werden, das war tödlich. Tödlicher als Verrat, Unrecht und Sünde. Nur wenige hatten geglaubt, daß Altmayer um sein Leben gefleht und als Gegenleistung seine Mitverschwörer verraten hatte, aber das universelle Gelächter hatte den Föderalismus so effektiv vernichtet, als wenn man den Verrat wirklich geglaubt hätte.

Aber Altmayer war fest geblieben. Er sagte: »Die Zeit des Föderalismus wird nie vorbei sein, solange die menschliche Rasse lebt.«

»Worte«, sagte Devoire ungeduldig. »Als ich jünger war, haben sie mir mehr bedeutet. Jetzt bin ich etwas müde.«

»Simon, ich muß Zugang zum Subäther-System haben.«

Devoires Gesicht verschloß sich.

»Und da haben Sie an mich gedacht. Es tut mir leid, Altmayer. Ich kann meine Rundfunksendungen nicht für Ihre Zwecke zur Verfügung stellen.«

»Sie waren einmal ein Föderalist.«

»Berufen Sie sich nicht darauf. Das liegt lange zurück. Jetzt bin ich – gar nichts. Ich bin Devoirst, nehme ich an. Ich will leben.«

»Auch unter der Knute der Diaboli? Wollen Sie leben, solange sie damit einverstanden sind, und sterben, wenn sie es beschließen?«

»Worte!«

»Billigen Sie die Galaktische Konferenz?«

Devoires Gesicht wurde noch röter. Hitzig sagte er: »Warum nicht? Was spielt es für eine Rolle, wie wir die Föderation der Menschheit etablieren? Wenn Sie noch immer Föderalist sind, was haben Sie gegen eine vereinte Menschheit einzuwenden?«

»Vereint unter der Herrschaft der Diaboli?«

»Was macht das schon aus? Die Menschheit kann sich nicht von selbst einigen. Ob wir nun dazu getrieben werden oder nicht, das Resultat allein ist wichtig. Mich macht das alles krank, Altmayer, unsere ganze idiotische Geschichte. Ich bin es müde, immer wieder zu versuchen, ein Idealist zu sein, wenn es nichts gibt, worüber man in Idealismus ausbrechen kann. Menschen sind Menschen, das ist ja das Widerliche. Vielleicht müssen wir auf die richtige Spur geprügelt werden. Und ich bin durchaus gewillt, den Diaboli das Prügeln zu überlassen.«

»Sie sind ein Narr, Devoire«, sagte Altmayer sanft. »Es wird keine wirkliche Union sein, das wissen Sie. Die Diaboli haben diese Konferenz einberufen, damit sie als Schiedsrichter in allen laufenden menschlichen Streitereien auftreten können und danach das oberste Gericht für uns bleiben. Sie haben nicht die Absicht, eine wirkliche zentrale Menschheitsregierung einzurichten. Es wird nur eine Art verbindendes Direktorium geben. Aber jede Menschenregierung wird wie bisher ihren eigenen Kram verwalten. Es ist ganz einfach so, daß wir uns langsam daran gewöhnen sollen, mit jedem kleinen Problem zu den Diaboli zu rennen.«

»Wie können Sie das wissen?«

»Glauben Sie im Ernst, daß es anders kommen wird?«

Devoire kaute an seiner Unterlippe.

»Wahrscheinlich haben Sie recht.«

»Ich sehe es deutlich vor mir, Simon. Jede echte Unabhängigkeit, die wir jetzt noch haben, werden wir verlieren.«

»Viel Gutes hat uns diese Unabhängigkeit bisher ja nicht eingebracht. Außerdem, wir können den Gang der Dinge nicht aufhalten. Präsident Stock ist wahrscheinlich ebenso wenig wie Sie auf diese Konferenz versessen, aber das nützt ihm nichts. Wenn die Erde der Konferenz fernbleibt, wird die Union wahrscheinlich ohne uns gebildet, und dann haben wir Krieg mit dem Rest der Menschheit und den Diaboli. Und das dürfte auch auf jede andere Regierung zu-

treffen, die sich ausschließt.«

»Und wenn sich alle Regierungen ausschließen? Würde die Konferenz dann nicht völlig zusammenbrechen?«

»Haben Sie jemals erlebt, daß alle menschlichen Regierungen etwas gemeinsam tun? Sie werden es nie lernen, Altmayer.«

»Jetzt geht es um neue Faktoren.«

»Welche denn? Ich weiß, ich bin ein Narr, überhaupt danach zu fragen, aber reden Sie schon.«

»Seit zwanzig Jahren ist der größte Teil der Galaxis für menschliche Schiffe verschlossen. Sie wissen das. Niemand von uns hat die geringste Ahnung, was in der diabolischen Einflußsphäre vor sich geht. Und doch existierten einige menschliche Kolonien in dieser Sphäre.«

»So?«

»Gelegentlich fliehen einige Menschen in den kleinen Teil der Galaxis, der noch frei ist und noch den Menschen gehört. Die Regierung der Erde besitzt Informationen. Informationen, die sie der Öffentlichkeit nicht bekanntzugeben wagt. Aber nicht alle Regierungsbeamten können es ertragen, sich feige in solche Aktionen verwickeln zu lassen. Einer von diesen Männern hat mit mir gesprochen. Ich kann Ihnen natürlich nicht sagen, welcher – aber ich habe Dokumente, Devoire, offizielle, verlässliche, wahre Dokumente.«

Devoire zuckte mit den Schultern.

»Worüber?« Ostentativ spielte er mit dem Schreib-

tisch-Chronometer. Altmayer konnte die schimmern-
de Metallzifferntafel sehen. Die leuchtenden Zahlen
hoben sich scharf ab. 22, 31. Dann machte die 1 ei-
ner 2 Platz.

»Es gibt einen Planeten, der von der Kolonialbe-
völkerung Chu Hsi genannt wird«, fuhr Altmayer
fort. »Die Bevölkerung ist nicht sehr groß, etwa zwei
Millionen. Vor fünfzehn Jahren besetzten die Diaboli
verschiedene Welten rund um Chu Hsi. Und in all
den fünfzehn Jahren landete kein menschliches
Schiff mehr auf dem Planeten. Letztes Jahr landeten
die Diaboli selbst. Sie brachten riesige Frachtschiffe
mit Natriumsulfat-Lösungen und Bakterienkulturen
von ihren eigenen Welten mit.«

»Was? Das kann ich nicht glauben.«

»Versuchen Sie es wenigstens«, sagte Altmayer
ironisch. »Es ist gar nicht so schwer. Natriumsulfat
kann sich in jedem Ozean jeder beliebigen Welt auf-
lösen. In einem Sulfat-Ozean können ihre Bakterien
wachsen und sich vermehren. Sie können Hydrogen-
sulfide in enormen Mengen produzieren, die die
Ozeane und die Atmosphäre füllen werden. Dann
können sie ihre Pflanzen und Tiere bringen, und
eventuell können sie sich auch selbst häuslich ein-
richten. Wieder ein Planet, auf dem die Diaboli leben
können – und die Menschen nicht mehr. Es wird na-
türlich einige Zeit dauern, sicher, aber die Diaboli
haben Zeit. Sie sind ein vereintes Volk und ...«

»Hören Sie doch auf!« Devoire machte eine an-
gewiderte Geste. »Das ist doch einfach unglaubwür-

dig. Die Diaboli haben so viele Welten, daß sie gar nicht wissen, was sie damit anfangen sollen.«

»Für ihre gegenwärtigen Bedürfnisse haben sie mehr als genug Welten, ja. Aber die Diaboli denken an die Zukunft. Sie haben eine sehr hohe Geburtenrate, und eines Tages werden sie die Galaxis füllen. Und wie schön wäre es da für sie, wenn sie die einzige intelligente Rasse im Universum wären!«

»Das ist doch allein aus physischen Gründen ganz unmöglich. Stellen Sie sich einmal vor, wieviele Millionen Tonnen Natriumsulfate sie brauchen würden, um all die Meere so zu füllen, daß ihren Bedürfnissen Genüge getan wird.«

»Wahrscheinlich würden sie den Vorrat eines ganzen Planeten brauchen.«

»Eben. Und glauben Sie, die Diaboli würden einen ihrer eigenen Planeten vernichten, um einen neuen zu kreieren? Was gewinnen sie denn dabei?«

»Simon, es gibt Millionen Planeten in der Galaxis, die wegen ihrer atmosphärischen Bedingungen, ihrer Temperatur oder ihrer Schwerkraft für immer sowohl für die Menschen als auch für die Diaboli unbewohnbar sind. Aber viele dieser Planeten sind sehr reich an Schwefel.«

»Und was ist mit den Menschen auf diesem Planeten?« fragte Devoire nach einer kleinen Pause.

»Auf Chu Hsi? Euthanasie ... Nur ein paar konnten rechtzeitig entkommen. Wahrscheinlich war es ganz schmerzlos. Die Diaboli sind nicht unnötig grausam. Nur zweckbetont.«

Altmayer wartete. Devoire preßte seine Fäuste gegeneinander.

»Bringen Sie diese Neuigkeiten an die Öffentlichkeit«, sagte Altmayer. »Senden Sie sie auf Subätherwellen in den interstellaren Raum, zu allen Rundfunkanstalten aller Menschenwelten. Sie haben die Möglichkeit dazu, und wenn sie es tun, wird sich die Galaktische Konferenz in Nichts auflösen.«

Devoire stand auf.

»Wo sind Ihre Beweise?«

»Sie wollen es tun?«

»Ich will Ihre Beweise sehen.«

Altmayer lächelte.

»Kommen Sie.«

Sie warteten auf ihn, als er in sein möbliertes Zimmer zurückkehrte. Er bemerkte sie nicht sofort. Er sah das kleine Auto nicht, das ihm langsam und in vorsichtiger Entfernung folgte. Er ging mit gesenktem Kopf und überlegte, wie lange Devoire wohl brauchen würde, bis er die Nachrichten an alle Sender der menschlichen Welten durchgegeben hatte. Wann die Empfangsstationen auf Wega, Satannia und Centaurus die Neuigkeiten verbreiten würden. Wie lange es dauern würde, bis es die ganze Galaxis wußte. Er ging zwischen den beiden schlichtgekleideten Männern hindurch, die den Eingang zu seinem Wohnhaus flankierten, ohne sie wahrzunehmen.

Erst als er die Tür zu seinem Zimmer öffnete, stutzte er und wandte sich um. Rasch wollte er wie-

der zum Hauseingang zurückeilen, aber die beiden schlichtgekleideten Männer standen bereits dicht hinter ihm. Er unternahm keinen Fluchtversuch, betrat sein Zimmer, setzte sich und fühlte sich uralte. Ich muß sie nur eine Stunde und zehn Minuten hinhalten, dachte er verzweifelt.

Einer der beiden Männer schaltete die Wandlampen an. Im sanften Licht traten das runde Gesicht und das schütterere Haar erschreckend deutlich hervor.

»Es ist eine große Ehre für mich, daß der Präsident der Erde mich persönlich besucht.«

»Wir sind alte Freunde, du und ich, Dick. Wir treffen uns immer wieder.«

Altmayer antwortete nicht.

»Du hast gewisse Dokumente der Regierung in der Hand, Dick«, sagte Stock.

»Wenn du das glaubst, dann mußt du sie erst einmal finden.«

Stock erhob sich müde.

»Kein Heldentum, Dick. Ich erkläre dir, was diese Dokumente besagen. Es handelt sich um einen Bericht über die Sulfonierung von Chu Hsi. Ist das wahr?«

Altmayer blickte auf seine Armbanduhr.

»Wenn du im Sinn hast, uns hinzuhalten, so wirst du nicht viel Erfolg haben. Wir wissen, wo du gewesen bist. Wir wissen, daß Devoire die Papiere hat, und wir wissen genau, was er mit ihnen vorhat.«

Altmayer erstarrte. Die dünne, pergamentartige Haut seiner Wangen bebte. Er fragte: »Wie lange

weißt du es schon?«

»So lange wie du, Dick. Du bist ein sehr berechenbarer Mensch. Und deshalb haben wir beschlossen, uns deiner zu bedienen. Glaubst du wirklich, dein Berichterstatter ist ohne unser Wissen zu dir gekommen?«

»Ich verstehe nicht.«

»Die Regierung der Erde ist an der Galaktischen Konferenz nicht sonderlich interessiert. Wir sind keine Föderalisten. Wir kennen die Menschen. Was, glaubst du, würde geschehen, wenn der Rest der Galaxis erführe, daß die Diaboli eine Sauerstoffwelt in eine Schwefelwelt verwandeln wollen?

Nein, antworte nicht. Du bist Dick Altmayer, und ich bin sicher, daß du mir mit der Emphase der Überzeugung erzählen würdest, die Menschen werden die Konferenz abbrechen, sich zu einer liebenden, brüderlichen Union verbünden, sich mit vereinten Kräften auf die Diaboli werfen und sie vernichten.«

Stock schwieg so lange, daß es fast so aussah, als hätte er nichts mehr zu sagen. Dann fuhr er mit flüsternder Stimme fort.

»Unsinn. Die anderen Welten würden sagen, die Erde hätte aus eigennützigen Motiven diese Lüge verbreitet, hätte die Dokumente gefälscht, um die Konferenz zum Scheitern zu bringen. Die Diaboli würden alles ableugnen, und die meisten menschlichen Welten werden ihnen in ihrem eigenen Interesse glauben. Ihre ganze Wut würde sich auf die Erde

konzentrieren, und die Freveltaten der Diaboli sieht keiner. Verstehst du nun, warum wir nicht verantworten können, daß deine Dokumente bekannt werden?«

Altmayer fühlte sich verbraucht, unnützlich.

»Dann wirst du also Devoire aufhalten. Du bist immer schon im Vorhinein so sicher, daß alle meine Unternehmungen nur Fehlschläge sein können. Dem unbedeutendsten deiner Gefolgsmänner glaubst du mehr als ...«

»So warte doch! Ich habe nicht gesagt, daß ich Devoire aufhalten werde. Ich habe nur gesagt, daß die Regierung nicht die Verantwortung für seine Absicht übernehmen kann. Aber die Dokumente werden gesendet. Nachher werden wir Devoire einsperren und dich auch und das Ganze genau so heftig als Lüge hinstellen wie die Diaboli. Das läßt die ganze Affäre in anderem Licht erscheinen. Die Erde hat sich von diesen Radiosendungen distanziert. Die anderen Welten werden glauben, wir hätten das aus selbstsüchtigen Gründen getan und wollten den Diaboli den Rücken decken. Vielleicht glauben sie auch, wir wären schon längst ein geheimes Bündnis mit den Diaboli eingegangen. Davor werden sie sich fürchten und sich gegen uns miteinander verbünden. Und wenn sie dann gegen uns sind, bedeutet das, daß sie auch gegen die Diaboli sind. Sie glauben an die Echtheit der Dokumente, und die Konferenz wird abgebrochen.«

»Es wird wieder einen Krieg geben«, sagte Alt-

mayer mit hoffnungsloser Stimme, »aber nicht gegen den wirklichen Feind. Wieder werden die Menschen einander bekämpfen. Und der Sieg der Diaboli wird um so größer sein, wenn alles vorbei ist.«

»Es wird keinen Krieg geben«, sagte Stock. »Niemand wird es wagen, die Erde anzugreifen, wenn man glaubt, daß die Diaboli auf unserer Seite stehen. Die anderen Regierungen werden sich nur von uns zurückziehen und sich in konstanter Anti-Diaboli-Propaganda den Mund wetzen. Später, wenn es zu einem Krieg zwischen uns und den Diaboli kommen sollte, werden die anderen Welten neutral bleiben.«

Er sieht sehr alt aus, dachte Altmayer. Wir sind alle alte, sterbende Männer. Laut sagte er: »Wie kannst du erwarten, daß die Diaboli die Erde unterstützen? Du kannst die übrige Menschheit zum Narren halten, indem du vorgibst, die Wahrheit über den Planeten Chu Hsi verschweigen zu wollen, aber nicht die Diaboli. Sie würden keine Minute lang daran glauben, daß die Erde es mit ihrer Behauptung, bei den Dokumenten über die geplante Sulfonierung der Planeten handle es sich um Fälschungen, ernst meint.«

»Sie werden es glauben. Denn es handelt sich wirklich um Fälschungen. Die Diaboli mögen zwar für die Zukunft eine solche Sulfonierung planen, aber bis jetzt haben sie noch nichts dergleichen versucht.«

Am 21. Dezember 2800 wanderte Richard Sayama Altmayer zum dritten- und letztenmal ins Gefängnis.

Es hatte keine Gerichtsverhandlung gegeben, und es war auch keine Gefangenschaft im üblichen Sinn des Wortes. Er wurde beobachtet, und nur wenige Beamte traten mit ihm in Kontakt, aber er wurde sehr zuvorkommend behandelt und genoß alle Bequemlichkeiten. Er durfte weder Zeitungen lesen noch Radio hören oder fernsehen, und so wußte er nicht, daß im zweiten Jahr seiner dritten Gefangenschaft der Krieg zwischen der Erde und den Diaboli mit einem Überraschungsangriff der Erde in der Nähe des Sirius auf gewisse Schiffe der Diabolischen Flotte eröffnet wurde.

2802 besuchte Geoffrey Stock Altmayer in seinem Arrest. Altmayer erhob sich überrascht, um ihn zu begrüßen.

»Du siehst gut aus, Dick«, sagte Stock. Von ihm selbst konnte man das nicht behaupten. Seine Gesichtsfarbe war grau geworden, und seine Captain-Uniform schlotterte um seinen hageren Körper. Er sollte in diesem Jahr sterben, eine Tatsache, der er sich wohl bewußt war. Es bedeutete nicht viel für ihn. Ich habe die Jahre gelebt, die ich leben sollte und mußte, dachte er.

Altmayer, der noch älter als Stock aussah, hatte noch neun Jahre vor sich.

»Ein unerwartetes Vergnügen, Jeff. Aber diesmal kannst du mich nicht wieder einsperren. Ich sitze bereits im Gefängnis.

»Ich bin gekommen, um dich freizulassen, wenn

du es wünschst.

»Wozu, Jeff? Du verfolgst doch sicher einen Zweck damit. Willst du mich wieder zu irgend etwas benutzen?«

Stocks Lächeln war nur ein sekundenschnelles Zucken der Mundwinkel.

»Ja, ich will dich benutzen. Und diesmal wirst du einer Meinung mit mir sein ... Wir haben Krieg.«

»Mit den Diaboli. Seit sechs Monaten.«

»Mit wem?« fragte Altmayer erregt. Altmayer schlang nervös seine Finger ineinander. »Ich habe nichts davon gehört.«

»Ich weiß.« Stock verschränkte die Hände hinter dem Rücken und war etwas überrascht, als er merkte, daß sie zitterten. »Es war ein langer Weg für uns beide, Dick. Wir hatten dasselbe Ziel, du und ich ... Nein, laß mich bitte ausreden. Ich habe dir oft meinen Standpunkt erklären wollen, aber du hättest mich nicht verstanden. Du bist nicht der Typ, der etwas versteht, wenn er nicht klare Resultate vor Augen hat. – Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, als ich zum erstenmal eine Diaboli-Welt besuchte, Dick. Schon damals wußte ich es. Wir oder sie.«

»Das habe ich von Anfang an gesagt«, flüsterte Altmayer.

»Es nur zu sagen, genügt dir nicht. Du wolltest die menschlichen Regierungen zwingen, sich gegen die Diaboli zu verbünden. Und das war politisch unrealistisch und völlig unmöglich. Es war nicht einmal wünschenswert. Menschen sind keine Diaboli. Das

individuelle Bewußtsein der Diaboli ist sehr schwach ausgeprägt, existiert fast nicht. Aber unser Individualitätsbestreben ist beinahe übermächtig. Die Diaboli kennen keine Politik. Aber wir können niemals in allen Dingen übereinstimmen, könnten eine einzige Regierung nicht ertragen. Wenn wir eine einzige Insel hätten, auf der wir leben müßten, würden wir sie in drei Teile spalten.

Aber unsere Unstimmigkeit ist unsere Stärke. Deine föderalistische Partei sprach viel und oft von den alten Griechen. Erinnerst du dich? Aber deine Leute haben immer das Wesentliche übersehen. Sicher, Griechenland konnte nie eine Einheit bilden und ging deshalb unter. Aber sogar im Zustand der Uneinigkeit konnte es das gigantische Persien besiegen. Warum?

Die griechischen Stadtstaaten kämpften jahrhundertlang miteinander. Sie waren durch lange Erfahrung den Persern in militärischer Hinsicht weit voraus. Sogar die Perser selbst erkannten das, denn im letzten Jahrhundert ihrer Existenz als Großreich bildeten griechische Söldner die wertvollsten Truppen ihres Heeres.

Dasselbe kann man von den kleinen Nationalstaaten des präatomaren Europas sagen, die in langen Jahrhunderten des Kämpfens ihre Kriegskünste so ausgebildet hatten, so daß sie zwei Jahrhunderte lang den gigantischen Reichen Asiens standhalten konnten.

Und so ist es auch mit uns. Die Diaboli, so mäch-

tig sie auch sind, so weit sie sich auch in der Galaxis ausgebreitet haben, haben bisher noch nie Krieg geführt. Ihr Militärapparat ist massiv, aber unerprobt. Innerhalb von fünfzig Jahren bestand ihr einziger Fortschritt darin, daß sie die menschlichen Kriegsschiffe kopierten. Auf der anderen Seite befand sich die Menschheit in heftigem Wettstreit, was die Verbesserung des Kriegsmaterials betraf. Jede Regierung war ängstlich darauf bedacht, in den Belangen der Militärwissenschaft mit ihren Nachbarn Schritt zu halten. Sie mußten es tun! Unsere Unstimmigkeit machte das schreckliche Wettrennen um das Überleben notwendig, so daß schließlich jede einzelne Menschenwelt den Diaboli ebenbürtig war, vorausgesetzt natürlich, daß keine unserer Welten an der Seite der Diaboli kämpft.

Dies zu verhindern, war das Ziel der Erdendiplomatie. Bevor es nicht feststand, daß in einem Krieg zwischen der Erde und den Diaboli die anderen Menschenwelten neutral bleiben würden, konnte ein solcher Krieg nicht entfesselt werden, und keine Union der Menschenwelten durfte gebildet werden, solange der Wettstreit der Kriegskünste noch ein Gebot der Notwendigkeit war, um militärische Perfektion zu erreichen. Als wir der Neutralität der anderen sicher waren, damals, als die Konferenz platzte, suchten wir den Krieg. Und jetzt haben wir ihn.«

Eiseskälte durchströmte Altmayers Körper. Es dauerte lange, bis er sprechen konnte. Endlich sagte er: »Und wenn die Diaboli trotzdem siegen?«

»Sie siegen nicht. Vor zwei Wochen vereinigten sich unsere Hauptflotten zu einer gemeinsamen Aktion, und die Flotten der Diaboli wurden vernichtet ohne allzugroße Verluste auf unserer Seite, obwohl wir schon ziemlich geschwächt sind. Es war fast so, als hätten wir unbewaffnete Schiffe bekämpft. Wir hatten die wirkungsvolleren Waffen mit der größeren Reichweite und den besseren Zielvorrichtungen. Wie fliegen dreimal so schnell wie sie. Seit dieser Schlacht entschlossen sich ein Dutzend andere menschliche Regierungen, sich auf die Siegerseite zu schlagen und erklärten den Diaboli den Krieg. Gestern schlugen die Diaboli vor, man möge über einen Waffenstillstand verhandeln. Der Krieg ist praktisch zu Ende. Und in Zukunft werden sich die Diaboli auf ihre Planeten beschränken und nur mit unserer Zustimmung weiter expandieren.«

Altmayer murmelte unzusammenhängende Worte vor sich hin.

»Und jetzt wird die Union notwendig«, fuhr Stock fort. »Nach dem Sieg über Persien ruinierten die griechischen Stadtstaaten sich selbst, weil sie weiterhin gegeneinander kämpften, so daß sie zuerst von Mazedonien und dann von Rom erobert werden konnten. Und als Europa zuerst Amerika kolonisiert, Afrika aufgeteilt und Asien erobert hatte, führten eine Reihe europäischer Kriege diesen Kontinent in den Untergang.

Uneinigkeit vor dem Sieg, Einigkeit danach. Jetzt ist die Union sehr einfach. Wenn eine Regierung Er-

folg hat, werden die anderen eifrig bestrebt sein, an diesem Erfolg teilzuhaben. Der präatomare Schriftsteller Toynbee betonte als erster den Unterschied zwischen einer ›dominanten Minorität‹ und einer ›kreativen Minorität‹.

Und wir sind jetzt die ›kreative Minorität‹. Geradezu spontan haben viele Menschenwelten die Gründung einer Organisation der Vereinten Welten angeregt. Über siebzig Regierungen sind gewillt, an den ersten Sitzungen teilzunehmen, in denen über eine Charta der Föderation verhandelt werden soll. Die anderen werden später ebenfalls beitreten, da bin ich ganz sicher. Wir wollen, daß du einer der Abgeordneten der Erde bist, Dick.«

Tränen traten in Altmayers Augen.

»Ich – ich verstehe nicht ... Ist das alles wirklich wahr?«

»Es ist alles genau so, wie ich sagte. Du warst die erste Stimme im Chaos, Dick, die zur Union aufrief. Dick. Dein Wort wird viel Gewicht haben. Wie sagtest du doch einmal? ›Eine gute Absicht kann nicht fehlschlagen!«

»Nein«, sagte Altmayer mit plötzlicher Energie. »Es scheint ganz so, als wäre deine Absicht die richtige gewesen.«

Stocks Gesicht zeigte keinerlei Ausdruck.

»Du hast die menschliche Natur nie verstanden, Dick. Wenn die Vereinigten Welten eine Realität sein werden, wenn Generationen von Männern und Frauen über viele friedliche Jahrhunderte hinweg auf

diese Tage des Kriegs zurückblicken werden, dann werden sie den Zweck meiner Methoden vergessen haben. Für sie wird mein Tun Krieg und Tod bedeuten. *Du* hast zur Einigkeit aufgerufen, dein Idealismus wird für immer in der Erinnerung weiterleben.«

Er wandte sich ab, und Altmayer verstand seine letzten Worte kaum noch.

»Und wenn sie ihre Denkmäler bauen, werden sie mir keines errichten.«

Was, wenn ...

Die häufigste Frage, die an einen Science-Fiction-Autor gestellt wird, lautet: »Wo nehmen Sie Ihre Ideen her?« Ich stelle mir vor, daß die Leute, die das fragen, an eine Art mysteriöse Inspiration denken oder daß der Autor sogar einen Pakt mit dem Teufel schließt.

Aber die Antwort ist ganz einfach. Man hat genug Ideen, wenn man nur lange genug und ernsthaft nachdenkt. Das dürfte manche Leser etwas desillusionieren. Ihre Bewunderung läßt meist schlagartig nach, und der Autor hat das Gefühl, er hätte sich selbst als Betrüger entlarvt. Denn wenn langes, ernsthaftes Nachdenken alles ist, was man dazu braucht, dann kann das ja jeder.

Seltsam, daß es so wenige tun.

Jedenfalls, auch meine Frau wurde einmal schwach und stellte mir diese Frage, obwohl sie weiß, daß ich das nicht mag. Wir wohnten damals, 1949, in Boston, und ich hatte gerade meine Stellung an der Boston University School of Medicine angetreten. Ab und zu besuchten wir unsere Familien in New York.

Auf einer dieser Fahrten fragte sie also, vielleicht aus purer Langeweile. Ich erwiderte: »Von überall. Ich könnte auch auf dieser Bahnfahrt eine Idee aufschnappen, wenn ich es versuchte.«

»Dann tu es«, sagte sie.

So dachte ich lange und ernsthaft nach und erzählte ihr die Geschichte einer Eisenbahnfahrt, die ich dann daheim unter dem Titel ›Was, wenn ...‹ niederschrieb.

Die Erzählung ist auch aus einem anderen Grund ungewöhnlich für mich. Ich bin in meinen Geschichten nicht sehr romantisch. Warum das so ist, das soll wohl besser ein Psychiater klären. Ich will hier nur diese Tatsache feststellen.

Manchmal kommen Frauen in meinen Erzählungen vor, beispielsweise in ›Die Wirtin‹. Aber dort ist die Romantik nur ein sehr untergeordneter Faktor, wenn sie überhaupt auftritt. In ›Was, wenn ...‹ besteht die ganze Geschichte aus Romantik. Ich glaube sogar, dies ist meine einzige Erzählung, die ernstlich romantisch ist.

Norman und Livvy waren zu spät dran, natürlich, denn wenn man einen Zug erreichen will, geht es immer um Sekunden. Sie ergatterten noch die letzten zwei freien Plätze in Fahrtrichtung. Die gegenüberliegenden Sitze waren noch unbesetzt. Während Norman die Koffer in das Gepäcknetz hob, fühlte sich Livvy leicht unbehaglich.

Wenn sich ein Ehepaar ihnen gegenüber setzte, würde man sich während der ganzen langen Fahrt nach New York ins Gesicht starren oder sich hinter Zeitungsbarrieren verschanzen.

Norman schien das nichts auszumachen, und das enttäuschte Livvy ein wenig. Meist hegten sie diesel-

ben Gefühle. Norman hatte stets behauptet, deshalb sei er auch so sicher, das richtige Mädchen geheiratet zu haben.

»Wir passen zueinander, Livvy«, pflegte er zu sagen, »und das ist die Hauptsache. Wenn man die Teile eines Puzzle-Spiels zusammenlegt, dann gibt es immer nur eine einzige Möglichkeit. Darauf kommt es an. Es gibt keine anderen Möglichkeiten, und für mich gibt es kein anderes Mädchen.«

Dann lachte sie meist und sagte: »Wenn du an diesem Tag nicht in der Straßenbahn gewesen wärest, hättest du mich wahrscheinlich nie getroffen. Was hättest du dann getan?«

»Ich wäre Junggeselle geblieben, Livvy. Außerdem hätte ich dich durch Georgette an irgendeinem anderen Tag kennengelernt.«

»Das wäre nicht dasselbe gewesen.«

»Doch.«

»Nein. Georgette hätte mich dir nie vorgestellt. Sie war selbst an dir interessiert. Und sie ist nicht der Typ, der sich absichtlich eine Rivalin schafft.«

»Was für ein Unsinn!«

Und dann stellte Livvy ihre Lieblingsfrage: »Norman, wenn du eine Minute später an der Straßenbahnhaltestelle gewesen wärest und die nächste Bahn genommen hättest, was wäre dann geschehen?«

»Was wäre, wenn Fische Flügel hätten und in die Berge flögen? Was würden wir dann am Freitag essen?«

Aber sie waren einander in der Straßenbahn be-

gegnet, und sie aßen Fisch am Freitag.

Und weil sie jetzt schon fünf Jahre lang verheiratet waren, wollten sie das feiern und eine Woche in New York verbringen.

Und dann mußte Livvy wieder an ihr derzeitiges Problem denken.

»Ich wollte, wir könnten einen anderen Platz finden.«

»Bis jetzt ist ja noch niemand zugestiegen, und so werden wir zumindest bis Providence allein sein.«

Livvy fühlte sich dadurch keineswegs getröstet, und sie schien recht zu behalten, als ein untersetzter kleiner Mann den Gang hinabkam. Woher kam er? Der Zug befand sich etwa auf halber Strecke zwischen Boston und Providence, und wenn er einen Platz hatte, warum blieb er dann nicht sitzen? Sie bildete sich ein, der kleine Mann würde vorbeigehen, wenn sie ihn nicht beachtete. Also zog sie ihren Handspiegel aus der Tasche und ordnete ihre hellbraunen Haare, die in der Hast, den Zug noch zu erreichen, etwas zerzaust worden waren. Sie betrachtete ihre blauen Augen und den kleinen Mund mit den vollen Lippen, von dem Norman behauptete, er sehe so aus, als wolle er immer küssen.

Nicht schlecht, dachte sie.

Sie blickte auf, und der kleine Mann saß ihr gegenüber. Er grinste breit, als sie ihn ansah. Sein Gesicht zog sich in Falten. Hastig nahm er den Hut ab und legte ihn neben sich auf eine kleine schwarze Schachtel. Ein weißer Haarkranz umgab eine spie-

gelnde Glatze.

Sie konnte nicht anders, sie mußte zurücklächeln, aber dann blickte sie noch einmal auf die kleine schwarze Schachtel, und ihr Lächeln erlosch. Sie stieß Norman an. Er blickte von seiner Zeitung auf. Er hatte auffallend schwarze Augenbrauen, die über der Nasenwurzel fast zusammenwuchsen. Das gab ihm ein etwas strenges Aussehen. Aber als er sie jetzt mit seinen dunklen Augen anblickte, war sein Gesicht freundlich wie immer, wenn er sie ansah.

»Was ist denn?« fragte er. Er sah den kleinen unteretzten Mann gegenüber nicht an. Livvy wollte durch möglichst unauffällige Gesten Norman auf ihre Beobachtungen aufmerksam machen. Aber der kleine Mann betrachtete sie interessiert, und sie kam sich wie eine Idiotin vor, besonders, weil Norman sie noch immer verständnislos anstarrte. Schließlich zog sie ihn näher zu sich heran und flüsterte: »Sieh doch, was auf seiner Schachtel steht!« Sie sah noch einmal hin. Nein, sie hatte sich nicht geirrt. Ein glänzender Schriftzug auf dem schwarzen Grund: WAS WENN.

Der kleine Mann lächelte wieder. Er nickte, zeigte auf die Schrift und dann auf sich.

»Muß sein Name sein«, sagte Norman.

»Wie kann denn jemand so heißen?« entgegnete Livvy.

Norman legte die Zeitung beiseite.

»Ich werde es dir beweisen.« Er beugte sich vor und sagte: »Mr. Wenn?«

Der kleine Mann sah ihn eifrig an.

»Können Sie mir bitte sagen, wie spät es ist, Mr. Wenn?«

Der kleine Mann zog eine große Uhr aus seiner Westentasche und zeigte Norman das Zifferblatt.

»Danke, Mr. Wenn«, sagte Norman. Und dann flüsterte er: »Siehst du, Livvy?«

Er hätte sich wieder seiner Zeitung zugewandt, aber der kleine Mann öffnete seine Schachtel und hob Aufmerksamkeit heischend den Zeigefinger. Er nahm eine mattschimmernde Glastafel aus der Schachtel, etwa sechsmal neun Zoll breit und lang und vielleicht einen Zoll dick. Die Tafel hatte schräg abgekantete Ränder und abgerundete Ecken. Sonst war nichts Besonderes an ihr zu sehen. Der Mann holte einen kleinen Drahtständer hervor, in den die Tafel genau hineinpaßte. Er plazierte das Gestell auf seinen Knien und blickte Livvy und Norman stolz an.

Livvy sagte aufgeregt: »Ich glaube, das soll eine Art Bild sein.«

Norman beugte sich vor.

»Soll das eine neue Form des Fernsehens darstellen?«

Der kleine Mann schüttelte den Kopf, und Livvy sagte: »Nein, Norman, das sind *wir*.«

»Was?«

»Siehst du es denn nicht? Da ist die Straßenbahn, in der wir uns begegnen, da bist du auf dem Rücksitz, mit dem alten Filzhut, den ich vor drei Jahren weggeworfen habe. Und da sind Georgette und

ich. Da ist die dicke Dame. Siehst du es jetzt?»

»Das ist doch eine Illusion«, murmelte Norman.

»Aber du siehst es auch, nicht wahr? Darum heißt das Ding ›Was, wenn‹. Es zeigt uns, was geschehen wäre, wenn die Straßenbahn nicht so schnell in die Kurve gegangen wäre ...«

Sie war sehr aufgeregt. Während sie auf das Glasbild starrte, schien die späte Nachmittagssonne immer schwächer, und das leise Murmeln der Fahrgäste, das aus den Nebenabteilen herüberdrang, verstummte.

Wie gut sie sich an diesen Tag erinnern konnte! Norman kannte Georgette und wollte ihr gerade seinen Platz anbieten, als die Straßenbahn plötzlich stark schwankte und Livvy in seinen Schoß fiel. Sie war schrecklich verwirrt, und er tröstete sie galant. Es war gar nicht mehr nötig, daß Georgette die beiden einander vorstellte. Als sie die Straßenbahn verließen, wußte er bereits, wo Livvy arbeitete.

Sie konnte sich noch gut erinnern, wie Georgette sie angestarrte und mit gezwungenem Lächeln gesagt hatte: »Norman scheint dich zu mögen.«

»Sei nicht dumm!« hatte Livvy geantwortet. »Er war nur höflich. Aber er sieht gut aus, nicht wahr?«

Sechs Monate später waren sie verheiratet.

Und jetzt war hier wieder dieselbe Straßenbahn. Mit Norman, Georgette und Livvy. Die Eisenbahngeräusche, das schnelle Rattern der Räder verschwanden völlig aus ihrem Bewußtsein. Statt dessen war sie in der engen schwankenden Straßenbahn. Soeben

war sie mit Georgette eingestiegen.

Mühsam versuchte Livvy, ihr Gleichgewicht zu halten, genau wie die vierzig anderen Fahrgäste, die saßen oder standen und sich alle im gleichen, monotonen Rhythmus hin und her wiegten.

»Da winkt dir jemand, Georgette. Kennst du ihn?«

»Mir?« Georgette warf einen absichtlich beiläufigen Blick über die Schulter. Ihre langen künstlichen Wimpern zitterten. »Ich kenne ihn flüchtig. Was mag er nur von mir wollen?«

»Das werden wir gleich wissen«, sagte Livvy ein wenig boshaft. Georgette war bekannt dafür, daß sie ihre männlichen Bekanntschaften sorgsam vor ihren Freundinnen versteckte, und es machte Livvy Spaß, Georgette zu ärgern. Und außerdem – dieser Mann sah wirklich interessant aus.

Sie zwängte sich zwischen den Fahrgästen hindurch, und Georgette folgte ihr widerstrebend. Gerade als Livvy den jungen Mann erreichte, schwankte die Straßenbahn besonders heftig. Verzweifelt langte Livvy nach den Haltegriffen. Ihre Fingerspitzen berührten das Leder, und eine Sekunde lang verspürte sie das zwingende Gefühl, sich fallen zu lassen. Aber sie klammerte sich fest.

Der junge Mann blickte sie nicht an. Er lächelte zu Georgette auf und erhob sich. Er hatte auffallende dunkle Augenbrauen, die ihm ein sehr selbstsicheres Aussehen verliehen. Livvy stellte fest, daß er ihr ausnehmend gut gefiel.

»Bleiben Sie ruhig sitzen«, sagte Georgette. »Wir

steigen ohnehin nach zwei Stationen aus.«

Und das taten sie auch.

»Ich dachte, wir wollten zu Sach's gehen«, sagte Livvy.

»Das tun wir auch. Ich muß nur rasch hier etwas erledigen. Es dauert nur eine Minute.«

»Nächste Station Providence!« brüllte der Lautsprecher. Der Zug verlangsamte sich, und die Welt der Vergangenheit schrumpfte auf der Glastafel zusammen. Der kleine Mann lächelte Livvy und Norman noch immer an.

Livvy wandte sich Norman zu. Sie hatte ein wenig Angst.

»Hast du das auch alles gesehen?«

»Wir können doch noch gar nicht in Providence sein!« Norman blickte auf seine Armbanduhr. »Aber es stimmt.« Dann sagte er zu Livvy: »Diesmal bist du nicht gefallen.«

»Du hast es also gesehen?« Sie runzelte die Stirn. »Das sah Georgette ähnlich. Sie hatte keinen anderen Grund auszusteigen, als mich davon abzuhalten, deine Bekanntschaft zu machen. Wie lange hast du Georgette schon gekannt, Norman?«

»Nicht sehr lange. Gerade lange genug, um sie zu erkennen und ihr den Platz anzubieten.«

Livvy verzog die Lippen.

»Du bist doch nicht eifersüchtig auf das, was hätte geschehen können? Außerdem, ich war so an dir interessiert, daß ich schon einen Weg gefunden hätte, dich kennenzulernen.«

»Du hast mich ja gar nicht angesehen.«

»Ich hatte ja kaum Gelegenheit dazu.«

»Und wie hättest du es angestellt, mich zu treffen?«

»Irgendwie. Ich weiß nicht. Aber du gibst doch zu, daß das ein ziemlich idiotischer Streit ist.«

Sie verließen den Bahnhof von Providence. Livvy war besorgt. Der kleine Mann hatte ihrem geflüsterten Gespräch gelauscht, und sein erlöschendes Lächeln hatte ihr gezeigt, daß er alles verstanden hatte. Sie bat ihn: »Könnten Sie es uns noch einmal zeigen?«

»Warte doch, Livvy«, unterbrach Norman sie. »Wozu denn?«

»Ich will unseren Hochzeitstag sehen. Wie er gewesen wäre, wenn ich nicht gefallen wäre.«

»Das ist unfair«, sagte Norman verärgert. »Wir hätten dann an einem anderen Tag geheiratet, das kannst du dir doch denken.«

»Könnten Sie es mir zeigen, Mr. Wenn?« fragte Livvy, und der kleine Mann nickte.

Die Glastafel erwachte wieder zu neuem Leben. Das Licht, das sich in ihr spiegelte, verdichtete sich zu Gestalten. Ein schwacher Klang von Orgelmusik war in Livvys Ohren.

Norman sagte erleichtert: »Na, da bin ich ja. Unsere Hochzeit. Bist du nun zufrieden?«

Die Klänge verstummten, und das letzte, was Livvy hörte, war ihre eigene Stimme.

»Ja, da bist *du*. Aber wo bin *ich*?«

Livvy saß auf einer der hinteren Kirchenbänke. Sie hatte eigentlich vorgehabt, die Trauung gar nicht zu besuchen. In den letzten Monaten hatte sie Georgette immer seltener gesehen, ohne zu wissen, warum. Sie hatte durch eine gemeinsame Freundin von ihrer Verlobung gehört, natürlich mit Norman. Sie konnte sich noch genau an den Tag erinnern, vor sechs Monaten, als sie ihn zum erstenmal in der Straßenbahn gesehen, als Georgette sie so schnell aus seinem Gesichtsfeld entfernt hatte. Seither war sie ihm bei verschiedenen Gelegenheiten begegnet, aber jedesmal hatte Georgette neben ihm gestanden, zwischen ihnen gestanden.

Nun, es lag kein Grund zu Ressentiments vor. Der Mann gehörte eben einer anderen. Georgette sah schöner aus, als sie eigentlich war. Und *er* sah geradezu wundervoll aus.

Sie fühlte sich traurig und leer, so, als sei irgend etwas schiefgegangen, irgend etwas, das sie nicht genau zu umreißen wußte. Georgette, die langsam zwischen den Bänken hindurchschritt, schien sie nicht zu sehen, aber ihr Blick begegnete dem seinen, und sie lächelte ihn an. Livvy schien es, als würde er zurücklächeln.

Sie hörte die Worte ganz deutlich.

»So frage ich dich denn, Norman ...«

Das Rattern des Zuges kehrte zurück. Eine Frau ging schwankend den Gang entlang und trieb einen klei-

nen Jungen vor sich her. Teenagergelächter klang schwach herüber. Ein Schaffner hastete vorbei.

Livvy nahm alles ganz genau in sich auf. Sie saß da, mit hoch erhobenem Kopf. Die Bäume, die draußen vorbeiflogen, verschwammen zu einer einzigen grünen Masse, und die Telegraphendrähte tanzten bizarr.

»Du hast *sie* geheiratet«, sagte sie.

Er starrte sie sekundenlang an, und dann begann sein rechter Mundwinkel leicht zu zittern.

»Aber doch nicht wirklich, Olivia«, sagte er vergnügt. »Du bist noch immer meine Frau, das weißt du doch.«

Sie fuhr zu ihm herum.

»Ja ... du hast mich geheiratet, weil ich in deinen Schoß gefallen bin. Wenn ich das nicht getan hätte, dann wärest du jetzt mit Georgette verheiratet. Und wenn sie dich nicht gewollt hätte, hättest du irgendeine andere geheiratet. Irgendwer Du und dein Puzzle-Spiel!«

»Verdammt Blödsinn!« sagte Norman sehr langsam. Er strich sich mit beiden Händen über den Kopf und glättete die Haare hinter seinen Ohren, die dort die fatale Tendenz hatten, immer leicht abzustehen. Er sah so aus, als wolle er seinen Kopf zusammenhalten. »Sieh mal, Livvy«, sagte er, »warum regst du dich über einen blöden Zaubertrick so auf? Du kannst mich doch nicht für irgend etwas verantwortlich machen, das ich gar nicht getan habe.«

»Aber du hättest es getan.«

»Wie kannst du das wissen?«

»Du hast es doch gesehen.«

»Ich habe eine lächerliche Spielerei von – sagen wir Hypnose gesehen.« Seine Stimme wurde immer lauter vor Zorn. Er fuhr zu dem kleinen Mann herum. »Hinaus mit Ihnen, Mr. Wenn, oder wie immer Sie auch heißen mögen. Verschwinden Sie, bevor ich Sie mitsamt Ihrer Trickkiste aus dem Fenster werfe.«

Livvy hielt ihn am Ellbogen zurück.

»Hör auf! Du bist doch in einem vollbesetzten Zug.«

Der kleine Mann wich in die äußerste Ecke seines Sitzes zurück und versteckte seine schwarze Schachtel samt der Glastafel hinter dem Rücken. Norman sah ihn an, dann Livvy, dann die ältliche Dame, die auf der anderen Seite des Ganges saß und ihn mißbilligend musterte.

Er lief rot an und unterdrückte eine vulgäre Bemerkung. In frostigem Schweigen fuhren sie durch New London. Fünf Minuten nach der Station sagte Norman: Livvy!«

Sie sagte nichts, blickte aus dem Fenster, starrte das Glas an.

Wieder drängte er: »Livvy, Livvy! So antworte doch!«

»Was willst du?« fragte sie dumpf.

»Sieh mal, Livvy, das ist doch alles Blödsinn. Ich weiß nicht, wie der Kerl das macht. Aber selbst, wenn es gesetzlich erlaubt ist, was er da treibt, so bist du unfair. Warum hast du dir das ›Was, wenn‹ denn

nicht weiter ausgemalt? Angenommen, ich hätte Georgette geheiratet, so wärst du doch auch nicht allein geblieben. Vielleicht wärst du bei meiner Hochzeit schon verheiratet gewesen. Vielleicht habe ich deshalb Georgette genommen.«

»Ich war nicht verheiratet.«

»Wie kannst du das wissen?«

»Ich hätte es genau wissen müssen. Ich wußte doch, was ich bei deiner Hochzeit dachte.«

»Dann wärst du eben ein Jahr später verheiratet gewesen.«

Livvy wurde zornig. Der Gedanke irgendwo im Hintergrund ihres Gehirns, daß ihre Wut ganz irrational war, beruhigte sie nicht, sondern stachelte ihren Zorn noch mehr an.

»Und wenn ich geheiratet hätte! Das wäre ganz sicher nicht deine Angelegenheit gewesen«, zischte sie.

»Oh, doch! Aber das Wesentliche ist doch, daß wir in der realen Welt nicht für das verantwortlich gemacht werden können, was wir getan hätten, wenn ...«

Livvys Nasenflügel bebten. Sie sagte nichts.

»Sieh mal«, begann Norman wieder. »Kannst du dich an die Neujahrsparty bei Winnie letztes Jahr erinnern?«

»Sicher. Du hast Wein über mein Kleid geschüttet.«

»Darauf kommt es jetzt nicht an, abgesehen davon, daß es ein Cocktail war. Aber was ich sagen will – Winnie war doch schon jahrelang mit dir befreundet, schon lange bevor du mich geheiratet hast.«

»Und?«

»Auch Georgette ist eine gute Freundin von ihr, nicht wahr?«

»Ja.«

»Also gut. Du und Georgette, ihr wärt zu der Party gegangen, egal, welche von euch beiden ich geheiratet hätte. Ich hätte gar nichts damit zu tun gehabt. Er soll uns einmal die Party zeigen, wie sie verlaufen wäre, wenn ich Georgette geheiratet hätte, und ich wette, du bist mit deinem Mann oder Verlobten da.«

Livvy zögerte. Sie war sich nicht mehr so sicher.

»Hast du etwa Angst vor der Wahrheit?« fragte er.

Das gab den Ausschlag. Wütend funkelte sie ihn an.

»Keineswegs! Ich hoffe, daß ich verheiratet bin. Warum hätte ich mich denn ausgerechnet auf dich festlegen sollen? Und außerdem möchte ich gern sehen, wie du den Cocktail über Georgettes Kleid schüttest. Sie wird dir beide Ohren ausreißen, ich kenne sie. Vielleicht siehst du dann dein berühmtes Puzzle-Spiel etwas anders.« Sie blickte zornbebend vor sich hin und verschränkte die Arme vor der Brust.

Norman sah zu dem kleinen Mann hinüber, aber es war nicht nötig, irgend etwas zu sagen. Die Glasplatte stand bereits wieder im Schoß des Mannes, die Sonne traf sie von Westen, und der weiße Haarkranz, der seinen Kopf umfloß, war in zartes Rosa getaucht.

»Fertig?« fragte Norman angespannt. Livvy nickte, und die Geräusche des Zuges glitten davon.

Livvy stand in der Tür. Ihr Gesicht war noch von der Kälte gerötet. Sie hatte gerade ihren Mantel mit den schmelzenden Schneeflocken abgelegt, und ihre bloßen Arme zitterten.

Sie erwiderte die ›Frohes Neujahr‹-Rufe und erhob ihre Stimme, um die laute Musik zu übertönen. Das erste, was sie bei ihrem Eintritt vernommen hatte, war Georgettes schrilles Lachen gewesen, und jetzt stand sie ihr gegenüber. Sie hatte Georgette und Norman seit Wochen nicht mehr gesehen.

Georgette hob eine Braue, eine Manier, die sie in letzter Zeit kultiviert hatte, und fragte: »Hast du niemanden mitgebracht, Olivia?« Ihre Blicke schweiften in der näheren Umgebung umher, um sich dann wieder auf Livvy zu heften.

»Ich glaube, Dick wird etwas später nachkommen«, sagte Livvy. »Er muß noch etwas erledigen.« Sie spürte selbst, wie fadenscheinig das klang.

Georgette lächelte süffisant.

»Nun, Norman ist ja hier. Du wirst dich also nicht einsam fühlen, meine Liebe.«

Norman schlenderte aus der Küche. Er hielt einen Cocktail-Shaker in der Hand, in dem Eiswürfel klirrten.

»So, ihr fröhlichen Nachtschwärmer«, rief er, »jetzt werde ich euch etwas ganz Besonderes mixen ... Ah, Livvy!«

Grinsend ging er auf sie zu.

»Wo versteckst du dich denn in letzter Zeit? Es scheint mir, als hätte ich dich schon seit zwanzig Jah-

ren nicht mehr gesehen. Was ist denn los? Will Dick dich vor der Männerwelt verbergen?«

»Füll bitte mein Glas, Norman«, sagte Georgette spitz.

»Sicher«, sagte er, ohne den Blick von Livvy zu wenden. »Willst du auch mittrinken, Livvy? Warte, ich hol dir ein Glas.« Er wandte sich ab, und da passierte es.

»Paß auf!« schrie Livvy. Sie sah es kommen, hatte ein vages Gefühl, als sei das alles schon einmal passiert ... Sein Schuhabsatz verfang sich im Teppichrand, er stolperte, suchte sein Gleichgewicht wiederzufinden, und der Cocktail-Shaker fiel ihm aus der Hand, und ein halber Liter eiskalter Alkohol tränkte Livvys Kleid von der Schulter bis zum Saum.

Sie stand mit aufgerissenem Mund da. Die Partygeräusche verstummten. Hilflos sah Livvy an sich herunter, während Norman »Verdammt!« schrie.

»Zu dumm, Livvy«, sagte Georgette kühl. »Aber das Kleid war sicher nicht besonders teuer.«

Livvy drehte sich um und rannte davon, ins Schlafzimmer, das leer und verhältnismäßig ruhig war. Im Schein der fransenbehangenen Schirmlampe auf dem Frisiertisch suchte sie nach ihrem Mantel, der zwischen vielen anderen auf dem Bett lag.

Norman war ihr gefolgt.

»Hör doch nicht auf sie, Livvy. Es tut mir wirklich schrecklich leid. Ich werde es bezahlen ...«

»Ist schon gut. Du hast es ja nicht absichtlich getan.« Sie sah ihn nicht an. »Ich fahre nach Hause und

ziehe mich um.«

»Kommst du wieder zurück?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht.«

»Livvy ...« Seine warmen Hände lagen auf ihrer Schulter. Ein seltsames, heißes Gefühl durchflutete Livvy, und ...

... und das Rattern des Zuges drang wieder in ihr Ohr.

Irgend etwas mit der Zeit schien nicht zu stimmen. War sie so lange da drin in der Glastafel gewesen? Dämmerung lag vor dem Zugfenster. Die Lampen brannten. Aber das war ihr alles gleichgültig. Langsam erholte sie sich von dem brennenden Gefühl in ihrem Innern.

Norman rieb sich die Augen.

»Was ist denn passiert?«

»Es ist soeben zu Ende gegangen, ganz plötzlich«, sage Livvy.

»Wir werden bald in New Haven sein«, sage Norman unbehaglich. Er blickte auf seine Armbanduhr und schüttelte den Kopf.

»Du hast den Cocktail über mein Kleid geschüttet«, sagte Livvy verwundert.

»Wie im wirklichen Leben.«

»Aber im wirklichen Leben war ich deine Frau. Diesmal hättest du den Cocktail auf Georgettes Kleid gießen müssen. Ist das nicht merkwürdig?« Sie dachte daran, wie Norman ihr gefolgt war. Seine Hände auf ihren Schultern ...

Sie blickte zu ihm auf und sagte mit zufriedennem Lächeln: »Ich war nicht verheiratet.«

»Nein. Aber war das Dick Reinhardt, mit dem du befreundet warst?«

»Ja.«

»Hattest du vor, ihn zu heiraten, Livvy?«

»Bist du eifersüchtig, Norman?«

Norman blinzelte verwirrt.

»Darauf? Auf eine Glastafel? Natürlich nicht.«

»Ich glaube nicht, daß ich ihn geheiratet hätte.«

»Weißt du, ich habe nicht gewollt, daß es schon aufhört. Ich glaube, da hätte noch irgend etwas geschehen müssen.« Er machte eine Pause, dann fügte er langsam hinzu: »Es war so, als hätte ich alles um mich vergessen ...«

»Auch Georgette?«

»Ich habe keinen einzigen Gedanken an Georgette verschwendet. Aber das glaubst du mir vielleicht nicht.«

»Vielleicht doch.« Sie sah ihm in die Augen. »Ich war sehr dumm, Norman. Wir wollen – unser wirkliches Leben leben. Spielen wir nicht mit Ereignissen herum, die hätten geschehen können, wenn ...«

Aber er griff nach ihrer Hand.

»Nur noch ein einziges Mal, Livvy. Wir wollen sehen, was wir in diesem Augenblick getan hätten. In dieser Minute! Wenn ich Georgette geheiratet hätte.«

Livvy erschrak ein bißchen.

»Lieber nicht, Norman.« Sie dachte an seine Augen, die sie so verlangend angesehen hatten, als er

neben ihr gestanden hatte, den Cocktail in der Hand. Georgette hatte er gar nicht beachtet. Sie wollte nicht wissen, was danach geschah. Sie wollte nichts anderes kennen als ihr wirkliches, wunderschönes Leben.

New Haven zog vorbei.

»Ich will es versuchen, Livvy«, sagte Norman.

»Wenn du willst, Norman.« Sie entschied mit wilder Entschlossenheit, daß es keine Rolle spielen würde. Ihre Hand umklammerte seinen Arm, und sie dachte: »Kein ›Was, wenn‹ auf der ganzen Welt kann mich von ihm trennen.«

»Könnten wir es noch einmal sehen?« fragte Norman den kleinen Mann.

Im Schein des gelben Lichtes dauerte es etwas länger. Sanft klärte sich die milchige Glasscheibe, wie wenn ein milder Wind Wolken zerteilte.

»Da stimmt irgend etwas nicht«, sagte Norman. »Das sind ja wir beide, wie wir hier sitzen.«

Er hatte recht. Zwei kleine Gestalten saßen in einem Zug in Fahrtrichtung. Das Feld wurde größer – sie tauchten hinein. Normans Stimme verhallte.

»Es ist derselbe Zug«, sagte er. »Das Fenster da hat genau denselben Sprung ...«

Livvy war irrsinnig glücklich.

»Ich wollte, wir wären schon in New York«, sagte sie.

»Es dauert nur mehr eine knappe Stunde, Liebling«, sagte er. »Gib mir einen Kuß.« Er beugte sich über sie.

»Nicht hier, Norman! Die Leute--«

Norman lehnte sich zurück. Er sagte: »Wir hätten uns ein Taxi nehmen sollen.«

»Von Boston nach New York?«

»Sicher. Das wäre mir das Alleinsein mit dir wert gewesen.«

Sie lachte.

»Du bist wirklich komisch, wenn du versuchst, den glühenden Liebhaber zu spielen.«

»Ich spiele nicht.« Seine Stimme klang plötzlich ernst.

»Immerhin habe ich fünf Jahre auf diesen Augenblick gewartet.«

»Ich auch.«

»Warum nur habe ich dich nicht zuerst getroffen, vor Georgette? So eine Zeitverschwendung!«

»Die arme Georgette«, seufzte Livvy.

Norman machte eine ungeduldige Handbewegung.

»Mach dir keine Sorgen um sie, Livvy. Wir sind nie sonderlich gut miteinander ausgekommen. Sie ist froh, mich los zu sein.«

»Ich weiß. Deshalb sage ich ja ›arme Georgettes Sie tut mir leid, weil sie nicht imstande war, ihr Glück zu würdigen.«

»Nun, ich hoffe, du kannst es wenigstens halb so würdigen, wie ich es tue.«

»Würdest du dich sonst auch von ihr scheiden lassen?«

»Nur über meine Leiche«, sagte Norman.

»Es ist alles so sonderbar. Ich muß immer denken,

was wäre wohl geschehen, wenn du damals auf der Party nicht den Cocktail über mein Kleid gegossen hättest. Du wärst mir nicht nachgegangen, du hättest es mir nicht gesagt, ich hätte es nicht gewußt. Alles wäre ganz anders gekommen – alles.«

»Unsinn. Es wäre alles ganz genauso gekommen. Es wäre eben ein anderes Mal passiert.«

»Ich weiß nicht«, sagte Livvy sanft.

Das Rattern des Zuges drang wieder in ihr Bewußtsein. Die Lichter der Großstadt flackerten vor den Fenstern. Auf dem Gang drängten sich die Fahrgäste und schoben ihr Gepäck vor sich her. Livvy saß starr wie ein Fels in der Brandung, bis Norman sie schüttelte.

Sie sah ihn an und sagte: »Die Puzzle-Spielchen passen doch zusammen.«

»Ja.«

Sie legte ihre Hand auf die seine.

»Ich habe einen großen Fehler gemacht. Ich dachte, weil wir einander gehören, müßten auch alle ›Was, wenns‹, die der eine vom anderen nur denken kann, genauso dazu gehören.

Aber diese Möglichkeiten gehen uns nichts an. Die Wirklichkeit genügt vollkommen. Verstehst du, was ich meine?«

Er nickte.

»Es gibt Millionen von ›Was, wenns‹ auf der Welt. Ich will nie mehr wissen, was passiert wäre, wenn ... Ich werde nie mehr sagen: »Was wäre, wenn‹ ...«

»Beruhige dich jetzt, mein Liebes«, sagte Norman.
»Da ist dein Mantel.« Er griff nach den Koffern.

»Wo ist Mr. Wenn?« fragte Livvy plötzlich.

Langsam wandte sich Norman dem leeren Sitz zu.
Beide blickten sich im Wagen um.

»Vielleicht ist er in den nächsten Wagen gegangen.«

»Aber warum? Da hätte er doch seinen Hut nicht liegen lassen.« Sie bückte sich und griff nach dem Hut.

»Welchen Hut?« fragte Norman.

Livvys Finger griffen ins Leere.

»Er war hier – beinahe hätte ich ihn berührt.« Sie richtete sich auf. »Oh, Norman, was wäre denn, wenn ...«

Norman legte einen Finger auf ihren Mund.

»Liebling ...«

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Komm, ich helfe dir mit dem Gepäck.«

Der Zug tauchte in den Tunnel unterhalb der Park Avenue, und das Rattern der Räder wuchs zu einem Dröhnen an.

Der Außenseiter

Im Frühjahr 1967 trat man mit einer interessanten Bitte an mich heran.

Es gibt eine Zeitschrift namens ›Abbottempo‹, die von den Abbott-Laboratorien, einer angesehenen pharmazeutischen Firma unterstützt wird. Die sehr sorgfältig gemachte, auf Kunstdruckpapier gedruckte Zeitschrift enthält exzellente Artikel über die verschiedensten medizinischen oder beinahe medizinischen Themen. Sie wird in den Niederlanden gedruckt und wird kostenlos an alle Ärzte des europäischen Kontinents verschickt. In den Vereinigten Staaten erscheint sie nicht.

Der Herausgeber von ›Abbottempo‹ ersuchte mich, eine Science-Fiction-Erzählung über ein medizinisches Thema zu schreiben, das Mediziner interessieren, amüsieren und zum Nachdenken anregen würde. Die Geschichte sollte etwa 2 000 Wörter enthalten.

Ich war wie stets mit Arbeit überhäuft. Also seufzte ich, spannte ein Blatt Papier in meine Schreibmaschine ein und wollte das Angebot höflich ablehnen.

Unglücklicherweise oder glücklicherweise kostete es sehr viel Zeit, das Briefpapier mit Durchschlag und Kohlepapier dazwischen einzuspannen, die Blätter gerade zu rücken, das Datum, die Adresse und die Anrede zu tippen.

In all der Zeit fiel mir eine Geschichte ein, und ich

konnte einfach nicht mehr widerstehen. Nachdem ich also das ›sehr geehrter Herr‹ getippt hatte, ertappte ich mich dabei, wie ich höflich und hocheifrig zustimmte, die gewünschte Erzählung zu schreiben.

Ich schrieb den ›Außenseiter‹ im April 1967. Das Thema ist ein echtes Science-Fiction-Thema. Die Erzählung erschien im Dezember 1967. Das netteste Resultat der Veröffentlichung von dieser Erzählung war eine Kasette, die mir ›Abbotempo‹ schickte. Sie enthält alle acht Ausgaben, in denen die Erzählung erschienen war, und zwar in englisch, französisch, spanisch, deutsch, italienisch, japanisch, griechisch und türkisch. Noch nie zuvor war eine meiner Erzählungen ins Griechische und Türkische übersetzt worden, und so bildet diese Kasette eine Kuriosität in meiner Asimov-Bibliothek.

Der Chirurg blickte ausdruckslos auf.

»Ist er bereit?«

»Wie man's nimmt«, erwiderte der medizinisch-technische Assistent. »Wir sind bereit. Er ist sehr nervös.«

»Das sind sie immer ... Nun, es ist eine sehr schwierige Operation.«

»Schwierig oder nicht, er sollte dankbar sein. Er ist aus einer großen Zahl von möglichen Anwärtern ausgewählt worden, und, offen gesagt, ich glaube nicht ...«

»Sagen Sie nichts«, unterbrach ihn der Chirurg. »Die Entscheidung liegt nicht bei uns.«

»Wir haben sie akzeptiert. Aber müssen wir auch zustimmen?«

»Ja«, sagte der Chirurg lebhaft. »Wir müssen zustimmen, und zwar aus ganzem Herzen. Die Operation ist wirklich zu kompliziert, als daß wir mit irgendwelchen Vorbehalten an sie herangehen. Dieser Mann hat seine Eignung auf vielerlei Arten bewiesen, und er ist für die Sterblichkeitsbehörde genau der richtige.«

»Also gut«, sagte der Assistent ohne Überzeugung.

»Ich werde ihn gleich hier sehen«, sagte der Chirurg. »Hier ist es sehr persönlich und behaglich.«

»Das wird nichts nützen. Er hat bereits einen Entschluß gefaßt.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Er will Metall. Das wollen sie immer.«

Das Gesicht des Chirurgen war nach wie vor ausdruckslos. Er blickte auf seine Hände.

»Manchmal kann man es ihnen ausreden.«

»Warum?«, fragte der medizinisch-technische Assistent gleichgültig. »Wenn er Metall will, soll er Metall haben.«

»Das macht Ihnen gar nichts aus?«

»Warum sollte es mir etwas ausmachen?« erwiderte der Assistent fast brutal. »Es handelt sich um ein medizinisch-technisches Problem, und ich bin medizinisch-technischer Assistent. Ich werde schon damit fertig werden. Warum soll ich mir darüber hinaus noch Sorgen machen?«

»Für mich geht es um die Wahl der richtigen Mittel«, beharrte der Chirurg.

»Die richtigen Mittel! So können Sie nicht argumentieren.

Glauben Sie, daß der Patient sich über die Wahl der richtigen Mittel Gedanken macht?«

»Aber ich mache mir Gedanken darüber.«

»Damit stehen Sie ziemlich allein auf weiter Hur. Der Trend ist gegen Sie. Sie haben keine Chance.«

»Ich muß es versuchen.« Mit einer raschen Handbewegung brachte der Chirurg den Assistenten zum Schweigen. Es lag keine Ungeduld in dieser Bewegung, nur Eile. Er hatte die Schwester schon informiert und wußte, daß sie bereit war. Er drückte auf einen kleinen Knopf, und die Doppeltür wich zur Seite. Der Patient fuhr in seinem Rollstuhl herein. Mit lebhaften Schritten folgte ihm die Schwester.

»Sie können gehen, Schwester«, sagte der Chirurg. »Aber warten Sie draußen. Ich werde Sie rufen, wenn ich Sie brauche.« Er nickte dem medizinisch-technischen Assistenten zu, der mit der Schwester den Raum verließ. Die Tür schloß sich hinter ihnen.

Der Mann in dem Rollstuhl bückte über seine Schulter und sah zu, wie die beiden hinausgingen. Er hatte einen dünnen, schlaffen Hals, und ein Netz von Falten zog sich um seine Augen. Er war frisch rasiert, und seine Finger, die sich fest um die Armlehnen des Rollstuhls klammerten, zeigte frisch manikürte Nägel. Er war Patient erster Klasse, und man behandelte ihn sehr zuvorkommend ... Aber sein

Gesichtsausdruck war mürrisch.

»Fangen wir heute an?« fragte er.

Der Chirurg nickte.

»Heute nachmittag, Senator.«

»Es soll doch einige Wochen dauern, nicht wahr?«

»Nicht die Operation selbst, Senator. Aber wir müssen uns auch noch um einige Begleiterscheinungen kümmern. Der Kreislauf muß erneuert werden, ebenso muß der hormonelle Haushalt neu angepaßt werden. Das ist alles ziemlich kompliziert.«

»Ist es gefährlich?« Dann schien er die Notwendigkeit zu spüren, eine freundliche Atmosphäre zu schaffen, und setzte, allerdings offensichtlich gegen seinen Willen, hinzu: »Doktor?«

Der Chirurg schenkte den Bemühungen seines Patienten keine Aufmerksamkeit und sagte schlicht: »Alles ist gefährlich. Wir versuchen, die Gefahr möglichst auszuschalten. Die Zeit, die das kostet, das Zusammenwirken so vieler verschiedener Kräfte, die Instrumente, all das bewirkt, daß diese Operation nur an sehr wenigen Patienten durchzuführen ist ...«

»Ich weiß das«, sagte der Senator nervös. »Aber ich lehne es ab, mich deswegen schuldig zu fühlen. Oder wollen Sie mich unter Druck setzen?«

»Keineswegs, Senator. Die Entscheidungen der Behörde sind nie in Frage gestellt worden. Ich erwähne die Schwierigkeit der Operation nur, um meinen Wunsch zum Ausdruck zu bringen, daß sie unter den bestmöglichen Bedingungen abläuft.«

»Das ist auch mein Wunsch.«

»Dann muß ich Sie bitten, eine Entscheidung zu treffen. Wir können Ihnen zwei Arten von Kyber-Herzen einpflanzen. Metall oder ...«

»Plastik!« sagte der Patient gereizt. »Diese Alternative wollen Sie mir doch anbieten, Doktor? Billiges Plastik. Das will ich nicht. Ich habe meine Wahl bereits getroffen. Ich will Metall.«

»Aber ...«

»Hören Sie, es wurde mir doch gesagt, daß die Entscheidung bei mir liegt, nicht wahr?«

Der Chirurg nickte.

»Wenn es zwei Möglichkeiten gibt, die vom medizinischen Standpunkt gleichwertig sind, so liegt die Entscheidung beim Patienten. In der Praxis liegt die Entscheidung sogar dann beim Patienten, wenn die beiden Möglichkeiten *nicht* gleichwertig sind wie in diesem Fall.«

Die Augen des Patienten verengten sich.

»Wollen Sie mir etwa weismachen, daß ein Plastikherz besser ist?«

»Das hängt vom Patienten ab. Meiner Meinung nach ist in Ihrem individuellen Fall ein Plastikherz tatsächlich besser. Es ist ein faseriges Kyber-Herz.«

»Soweit ich orientiert bin, ist es ein Plastikherz.«

»Senator«, sagte der Chirurg geduldig, »das Material ist nicht Plastik im üblichen Sinn des Wortes. Sicher, es handelt sich um ein polymeres Material, aber es ist viel komplexer als gewöhnliches Plastik. Es ist eine komplexe proteinähnliche Faser, die so entwickelt wurde, daß sie die natürliche Struktur des

menschlichen Herzens, das in Ihrer Brust schlägt, möglichst genau imitiert.«

»Genau. Und das menschliche Herz in meiner Brust ist alt und abgenutzt, obwohl ich noch nicht einmal sechzig Jahre alt bin. Ein solches Herz will ich nicht mehr. Ich will etwas Besseres.«

»Wir alle wollen das Beste für Sie, Senator. Das faserige Kyber-Herz ist besser als das Metallherz. Es hat eine potentielle Lebensdauer von Jahrhunderten. Es ist absolut unallergisch ...«

»Und das Metallherz nicht?«

»Doch«, erwiderte der Chirurg. »Das Metallherz ist aus einer Titan-Legierung, die ...«

»Und es nützt sich nicht ab? Es ist stärker als Plastik oder jede andere beliebige Faser?«

»Das Metall ist physikalisch stärker, ja. Aber mechanische Stärke ist nicht das Wesentliche. Die mechanische Stärke bringt Ihnen keinen besonderen Vorteil, da das Herz gut geschützt ist. Wenn irgend etwas an das Herz herankommt, so wird es Sie aus andern Gründen töten, auch wenn das Herz selbst der Berührung standhält.«

Der Patient zuckte mit den Schultern.

»Wenn ich mir jemals eine Rippe brechen sollte, so werde ich sie auch durch eine Titan-Rippe ersetzen lassen. Neue Knochen einzupflanzen, ist leicht. Das kann man bei jedem Menschen zu jeder Zeit machen. Ich will aus so viel Metall bestehen, wie es mir gefällt, Doktor.«

»Das ist ihr gutes Recht. Aber wie dem auch sei,

es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ein Metallherz zwar noch nie aus mechanischen Gründen zerstört wurde, aber aus elektronischen.«

»Was bedeutet das?«

»Es bedeutet, daß jedes Kyber-Herz einen Schrittmacher als Teil seiner Struktur enthält. Beim Metallherzen ist dies eine Vorrichtung, die das Metall im Rhythmus hält. Es handelt sich um eine Batterie, die die Herzschläge je nach den Gefühlen des betreffenden Menschen und nach seinem physischen Zustand verändert. Gelegentlich ist in dieser Beziehung schon einiges schiefgegangen, und die Patienten starben, bevor der Fehler korrigiert werden konnte.«

»Davon habe ich noch nie gehört.«

»Ich versichere Ihnen, daß es passiert ist.«

»Wollen Sie mir erzählen, daß es schon oft passiert ist?«

»Das nicht. Es kommt sehr selten vor.«

»Nun, dann werde ich meine Chancen wahren. Wie ist es beim Plastikherz? Hat das keinen Schrittmacher?«

»Natürlich hat es einen, Senator. Aber die chemische Struktur eines faserigen Kyber-Herzens nähert sich sehr stark der Struktur des menschlichen Herzens. Es kann mit den ionisierenden und hormonellen Vorgängen im Körper korrespondieren. Der gesamte Komplex, der eingesetzt werden muß, funktioniert viel einfacher, als das beim Metallherzen der Fall ist.«

»Aber entzieht sich das Plastikherz nicht manch-

mal der hormonellen Kontrolle?«

»Bis jetzt ist das noch nie vorgekommen.«

»Weil Sie noch nicht lange genug damit gearbeitet haben. Ist es nicht so?«

Der Chirurg zögerte.

»Es stimmt, daß die faserigen Kyber-Herzen noch nicht so lange verwendet werden wie die Metallherzen.«

»Eben. Was wollen Sie also, Doktor? Haben Sie Angst, daß ich mich in einen Roboter verwandle – in einen Metallo, wie man sie nennt, seit sie die Bürgerrechte erhalten haben?«

»Es ist nichts Schlimmes, ein Metallo zu sein. Wie gesagt, sie haben die Bürgerrechte. Aber Sie sind ein Mensch. Warum wollen Sie nicht ein Mensch bleiben?«

»Weil ich das Beste haben will, und das Beste ist ein Metallherz. Also handeln Sie danach.«

Der Chirurg nickte.

»Wie Sie wünschen. Sie werden jetzt bitte die nötigen Formulare unterzeichnen, und dann werden Sie Ihr Metallherz bekommen.«

»Werden Sie der verantwortliche Chirurg sein? Man hat mir gesagt, Sie seien der beste.«

»Ich will tun, was ich kann.«

Die Tür öffnete sich, und der Stuhl mit dem Patienten rollte hinaus zu der wartenden Schwester.

Der medizinisch-technische Assistent trat ein und blickte dem Patienten nach, bis sich die Tür hinter ihm

geschlossen hatte. Er wandte sich dem Chirurgen zu.

»Wie hat er sich entschieden?«

Der Chirurg beugte sich über seinen Schreibtisch, fügt in die Akten des Patienten einige Notizen ein.

»Wie Sie es vorausgesagt haben. Er will ein Metallherz.«

»Letzten Endes sind die Metallherzen ja auch besser.«

»Nicht unbedingt. Sie sind nur länger in Gebrauch. Es ist eine Plage für die Menschheit, daß diese Metallos jemals das Bürgerrecht erhalten haben. Die Menschen hegen den merkwürdigen Wunsch, sich in Metallos zu verwandeln, nur um der physischen Stärke und Dauerhaftigkeit willen.«

»Man darf es nicht so einseitig betrachten, Doktor. Sie haben noch nicht mit Metallos gearbeitet, aber ich. Die letzten zwei, die zur Reparatur zu uns kamen, fragten nach Fasermaterialien.«

»Haben sie sie bekommen?«

»In einem Fall ging es nur um die Erneuerung von Sehnen. Da macht es keinen großen Unterschied, ob man Metall oder eine Faser verwendet. Der andere wollte ein Blutsystem oder ein Äquivalent dazu. Ich sagte ihm, daß das nicht möglich sei. Nicht, ohne daß sein ganzer Körper in eine Faserstruktur umgewandelt würde. Ich nehme an, eines Tages wird es dazu kommen. Metallos, die keine wirklichen Metallos mehr sind, sondern eine Art von Fleisch und Blut.«

»Stört Sie dieser Gedanke nicht?«

»Warum? Wir haben zwei Arten von Intelligenz-

wesen auf der Erde. Wenn sie sich immer mehr einander angleichen, werden wir bald keinen Unterschied mehr sehen. Warum sollten wir auch? Wir werden alle Vorteile genießen, die eine Menschenwelt, kombiniert mit einer Roboterwelt für uns bedeutet.«

»Sie sind hybrid«, sagte der Chirurg, und er schien beinahe Zorn zu empfinden. »Es wird weder eine Menschenwelt noch eine Roboterwelt mehr geben. Glauben Sie nicht, daß ein Individuum zu stolz auf seine Struktur und seine Identität ist, um sie mit etwas Fremden zu verdünnen? Wird es sich selbst zum Bastard machen wollen?«

»Sie reden wie ein Außenseiter.«

»Meinetwegen«, erwiderte der Chirurg mit gedämpfter Emphase. »Ich glaube an die Besonderheit des einzelnen. Nichts könnte mich veranlassen, ein Stück von mir gegen ein fremdes auszutauschen. Und wenn es doch irgendwann einmal nötig sein sollte, einen Teil von mir zu ersetzen, so werde ich ein Material wählen, das meiner Körperstruktur möglichst gleicht. Ich bin ich selbst, und ich bin sehr zufrieden mit mir. Ich will niemand anderer sein als ich selbst.«

Er mußte sich auf die Operation vorbereiten. Er steckte seine starken Hände in den erhitzten Ofen, berührte die Glut, um sie zu sterilisieren. Trotz seiner leidenschaftlichen Rede hatte sich seine Stimme nie erhoben, und auf seinem leuchtenden Metallgesicht zeigt sich (wie immer) keinerlei Ausdruck.

ENDE

Als nächstes TERRA-Taschenbuch erscheint:

Die Rebellen von Terra

von Andre Norton

Menschen der Erde im Kampf auf fernen Welten

Terranische Soldaten auf fremden Welten

Schon bei ihrem ersten Kontakt mit anderen Sternenvölkern erweisen sich die Terraner, die Bewohner eines kleinen, unbedeutenden Sonnensystems am Rande der Milchstraße, als äußerst kühn, wagemutig und ehrgeizig.

Die zentrale Kontrollbehörde der Galaktischen Föderation entscheidet daher, daß die Terraner eine potentielle Gefahr für die Föderation der Sternenvölker darstellen. Und so wird ein Langzeitplan entwickelt, der die Terraner zum Militärdienst auf fremden Welten verpflichtet, um sie zu schwächen und zu dezimieren.

Aber auch die Menschen der Erde haben ihren Langzeitplan entwickelt – er hat die Freiheit der Sternenwege zum Ziel.

Ein Roman aus dem 40. Jahrhundert.

Terra-Taschenbuch Nr. 210 in Kürze überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich. Preis DM 2,80.